aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Liechtenstein
Wie der Verein für eine offene Kirche Rissen im Altar trotzt

Bauhaus
Wie vor hundert Jahren eine neue Lebenshaltung entstand

Sterbehilfe
Warum mortales Fasten eine umstrittene Sterbemethode ist

Menschenrechte und Religionen

Eine gespannte Beziehung

Liebe Leserin, lieber Leser,

Vor über 70 Jahren arbeitete die UNO-Menschenrechtskommission die »Allgemeine Erklärung der Menschenrechte« (AEMR) aus. Am 10. Dezember 1948 wurde sie an der Generalversammlung verabschiedet. Seither ist viel Wasser den Rhein hinuntergeflossen, und die Gesellschaft ist längst in der Postmoderne angekommen – mit all ihren Vor- und Nachteilen. In den Medien ist oft die Rede von der Würde des Menschen. Die Umsetzung dieses Anspruchs ist jedoch mitnichten in allen Bereichen gewährleistet. Gehen die Religionen diesbezüglich mit gutem Beispiel voran? Peter G. Kirchschläger, Professor für Theologische Ethik an der Universität Luzern, zeigt in seinem Artikel ab Seite 6 etliche Potenziale für die katholische Kirche auf.

Um die Menschenwürde geht es auch im Artikel zum Sterbefasten ab Seite 58. Der Wunsch, in Würde und selbstbestimmt sterben zu können, ist heute weit verbreitet. Doch bietet die Methode des mortalen Fastens auch wirklich eine gute Alternative?

Mit Mikrokrediten dort helfen, wo Hilfe dringend nötig ist, um aus der Armut herauszukommen: Diese ethische und häufig auch nachhaltige Art und Weise des Investments verfolgt *Oikocredit*, eine 1975 von Kirchen gegründete Organisation. Redaktionsteam-Mitglied Darius Meier hat diese Erfolgsgeschichte näher unter die Lupe genommen. Lesen Sie mehr auf Seite 5.

In dieser Ausgabe wagen wir zudem einen Blick über die östliche Grenze nach Liechtenstein, wo Erzbischof Wolfgang Haas das Schicksal der katholischen Kirche prägt. Der V*erein für eine offene Kirche* gibt Gegensteuer. Mein Kollege Wolf Südbeck-Baur gewährt ab Seite 10 Einblicke in das kirchlich zerrissene Fürstentum.

Haben Sie sich auch schon gefragt, was eigentlich aus Ingrid Grave OP, der langjährigen Moderatorin von »Wort zum Sonntag« und »Sternstunde Religion« des *Schweizer Fernsehens* SRF geworden ist? Wolf Südbeck-Baur hat die Dominikanernonne besucht und mit ihr über den Sprachgebrauch in der Kirche gesprochen. Im »Hand-und-Herz«-Gespräch auf Seite 14 erfahren Sie mehr dazu.

Amir Dziri, Co-Direktor des *Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft* der Universität Fribourg, setzt sich für ein besseres Verständnis zwischen der muslimischen und nichtmuslimischen Bevölkerung in der Schweiz ein. Christian Urech hat mit gesprochen. Seite 57.

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Stephanie Weiss

Stephanie Weiss
Redaktorin

TITELBILD: ISTOCK

Menschenrechte und Religionen.
Die Menschenrechte gründen in der Menschenwürde und gelten deshalb für alle. Das beschert den Kirchen ein Glaubwürdigkeitsproblem. **Seite 6**

Schweiz

Aufgefallen 5
Oikocredit im Aufwind

Menschenrechte und Religionen 6
Sozialethiker Peter G. Kirchschläger über ene spannungsreiche Beziehung mit herausfordernden Aussichten für die katholische Kirche

Liechtenstein 10
Reportage aus dem kirchlich zerrissenen Erzbistum Vaduz, in dem der erzkonservative Bischof Wolfgang Haas thront

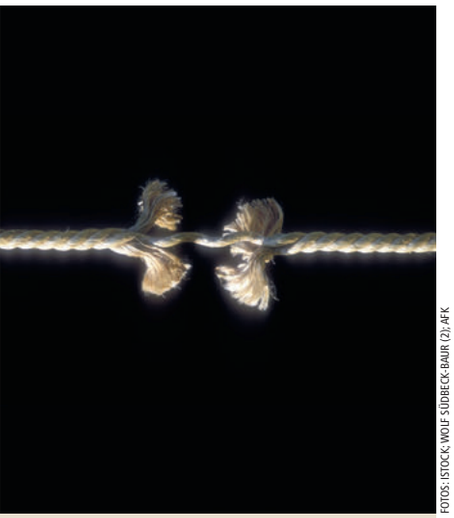
Kommentar 12
Frauen in der katholischen Kirche: was Recht und was Unrecht ist

Hand-und-Herz-Gespräch 14
»Ich glaube, uns empfängt Liebe«. Für Dominikanerin Ingrid Grave muss sich die Kirche insgesamt bewegen

Pro und Contra 16
Kann die digitale 5G-Technik die Welt verbessern?

Porträt 57
Der Vermittler Amir Dziri, Islam-Experte

Mortales Fasten 58
Über eine scheinbar selbstbestimmte Sterbemethode



FOTOS: ISTOCK; WOLF SÜDBECK-BAUR (2); AFK

Liechtenstein. Der traditionalistische Erzbischof Wolfgang Haas verwandelte das Fürstentum in eine pastorale Wüste. Der Verein für eine offene Kirche gibt Gegensteuer. Einblick in ein kirchlich zerrissenes Land. **Seite 10**

Hand-und-Herz-Gespräch. Ingrid Grave OP hält das Scheitern des Menschen hoch, tritt für die Frauen ein und will, dass sich die Kirche bewegt. Die Ordensfrau weiss, wie schwierig das ist. **Seite 14**

Zerreissprobe. Muss man als Christ alles tun, um am Leben zu bleiben? Irene Mieth lehnte eine OP ab und starb. Anne Schneider will in die Schweiz kommen. Soll eine Verkürzung des Lebens »Sünde« sein? **Seite 26**

Politik & Gesellschaft

Sozialprotokoll 17
»Diese furchtbare Wut«. Uli Baumann erlebt die Proteste in Chile. Er hofft, dass sie zu einer besseren Gesellschaft führen

Die Bundesbank hat versagt 18
Nicht die Treuhand, die Bundesbank war schuld an der wirtschaftlichen Misere nach der Wiedervereinigung in Ostdeutschland

Direkte Demokratie wagen 20
Bürger müssen der Politik Beine machen: mit Online-Petitionen, Volksabstimmungen oder Komitees

Der Rückkehrer 23
Der Palästinenser Abed Schokry ging nach 15 Jahren zurück in den Gazastreifen

Proteste weltweit 24
In vielen Ländern demonstrieren Menschen für Veränderungen. Die Gründe sind vielfältig. Sieben Beispiele

Religion & Kirchen

Die Zerreissprob 26
Muss man alles tun, um am Leben zu bleiben? Zwei Theologen waren sich sicher, was richtig ist. Dann erkrankten ihre Ehefrauen an Krebs

»Dann würde der Vatikan explodieren« 30
Homosexualität sei der Schlüssel, um den Vatikan zu verstehen, sagt der Soziologe Frédéric Martel. Ein Interview

Rückkehr des gerechten Preises 33
Was der Berliner Mietendeckel mit dem Evangelium zu tun hat

Gottes Gespür für die Welt 38
Warum wir gerade heute eine Theologie des Heiligen Geistes brauchen

Glauben und Streiten 40

Leben & Kultur

Bau Haus 42
Vor hundert Jahren entstand eine neue Lebenshaltung, die nicht nur das Bauen veränderte

Der Spiegel der Welt 44
Das neue Bauhaus-Museum in Dessau

Spiritprotokoll 47
Meine innere Führung. Ina Hohenstein sucht zwei Mal im Jahr die Stille – ein Weg zu Gott und zu sich selbst

Lesen, Hören, Hingehen 52

Immer

Betrachtung 4
Personen und Konflikte 12
In Bewegung 13
Gastkolumne 13
Bücher 54
Kaleidoskop der Religionen 60
Agenda 61
Impressum 63
Vorsicht Satire 64

FOTOS: THALA LINDER

In Saint-Benoit zur Loire

Obwohl kein Körper, kein Kreuz,
ist klar, wer sich da versteckt.
Doch weshalb?
Weil er sich schämt,
dafür, was in seinem Namen auf der Welt geschieht?
Weil er verzweifelt,
weil seine Mission scheinbar nicht erfolgreich war?
Weil er lieber nicht hinschaut,
was trotz seiner Botschaft auf der Welt geschieht?
Und wer ihn dann sucht in seinem Versteck,
versteht: Es ist wegen seiner Frisur.
Und die anderen Gedanken entstammen allein unserer Fantasie.

Thala Linder, Pfarrerin

Im Aufwind

Oikocredit ist eine Genossenschaft, die sich als Pionier im Bereich ethische Geldanlagen und Finanzen engagiert - seit 1975 mit wachsendem Erfolg

FOTO: PATRICIO CROOKER /OIKOCREDIT

Oikocredit investiert 14 Prozent des Kapitals in der Landwirtschaft, etwa bei Agrotakeshi, Bolivien

Als 1968 Vertreterinnen und Vertreter des Ökumenischen Rates der Kirchen ÖRK im schwedischen Upsala zusammen kamen, nahm die Idee von ethisch sinnvollen Investitionen ihren Anfang. Hatten nicht wenige Landeskirchen zu dieser Zeit ihr Kapital noch in die Waffenindustrie oder das Apartheid-Regime Südafrikas investiert, drängten sich neue Investitionsmodelle auf. Dies nicht zuletzt aufgrund der erschütternden Erfahrungen, die der Vietnamkrieg oder die Studentenbewegung der 68er auslösten. Vor diesem Hintergrund wurde Oikocredit 1975 gegründet. Heute halten kirchliche Institutionen 20 Prozent des Mitgliederkapitals, das sich nach Angaben von Oikocredit auf1.112 Milliarden Euro (Stand: 30. Sept. 2019) beläuft.

Dabei ist eine demokratische Organisationsstruktur für Oikocredit von fundamentaler Bedeutung. Die Genossenschaftsstrukturbasiere auf dem Grundsatz »one member, one vote«, unterstreicht Ueli Burkhalter (im Bild 2.v.l.), ehrenamtliches Vorstandsmitglied von Oikocredit deutsche Schweiz. Im Gespräch mit dem Pfarrer und Berner Synodalrat kommt das Gewicht, das Oikocredit auf ein transparentes, professionelles Management der Projektpartner legt, deutlich zum Ausdruck. Entsprechend ihrer eigenen Organisationsform zieht Oikocredit in den Partnerländern landwirtschaftliche Korporativen und genossenschaftlich organisierte Institutionen bei der Vergabe von Darlehen vor. Zudem müssen sie ökologisch, sozial und transparent geführt sein. Entsprechend legt Oikocredit Wert auf finanzielle Inklusion durch Mikrokredite, erneuerbare Energien und nachhaltige Landwirtschaft.

Im Bereich der Mikrokredite arbeitet Oikocredit oftmals in Partnerschaften mit lokalen Finanzunternehmen zusammen. »Wir können keine 50-Dollar Kredite vergeben«, sagt Burkhalter. In Indien beispielsweise unterstützt Oikocredit verschiedene Mikrokreditinstitutionen, so dass Menschen vor Ort mit Oikocredit als Garant im Hintergrund lokal mit Kleinkrediten bedient werden können. Auch beteiligt sich Oikocredit selber an diesen Partnerunternehmen, um die Einhaltung der Oikocredit-Kriterien begleiten zu können.

Ein erfolgreiches Vorzeigeprojekt der letzten zwanzig Jahre ist der bolivianische Schokoladenproduzent El Ceibo. Mithilfe von Oikocredit-Darlehen mauserte sich El Ceibo zu einem der grossen Kakaoproduzenten Boliviens. »Heute ist El Ceibo das, was in der Schweiz Cailler oder Lindt ist. Als ich den grossen Hauptsitz in La Paz kennenlernte, erfüllte mich das schon mit einem gewissen Stolz«, erzählt Burkhalter. Heute steht das Kakao-Unternehmen auf eigenen Füssen. Die Oikocredit-Darlehen sind längst allesamt zurückbezahlt.

Das Kakao-Projekt von Conacado in der Dominikanischen Republik ist ein weiteres Beispiel für ein erfolgreiches Projekt. Hintergrund: etwa 80 Prozent des Marktes würden von drei Grossgrundbesitzern beherrscht, wie Burkhalter berichtet Kleinbauern, die zuvor nur das Nötigste zum Leben hatten, gründeten eine Genossenschaft. Dank deutscher Entwicklungsgelder und -wissen verbesserten die Kakaobauern ihre Verfahren derart, dass sie eine Bio-Zertifizierung erreichten. In der Folge half Oikocredit, die Betriebsmittel der Kooperative aufzustocken. Resultat: Aufgrund des Bio-Labels konnte Conacado ihren Kakao um 30 Prozent über dem Weltmarktpreis verkaufen – früher erhielten die Kakaobauern von den Grossgrundbesitzern einen Preis, der 30 Prozent unter dem Weltmarktpreis lag. Der Mehrwert wird nun in soziale Projekte investiert, beispielsweise in Schulen oder Kindergärten.

> »Unsere Partner müssen ökologisch und sozialverantwortlich sein
>
> **Ueli Burkhalter**

Heute arbeitet Oikocredit in 68 Ländern mit 674 Partnern zusammen. Bis Ende 2018 erreichte Oikocredit mit Mikrokrediten und KMU-Finanzierungen 37,6 Millionen Menschen, 86 Prozent davon Frauen. In der Deutschschweiz haben 2250 Privatpersonen und Institutionen insgesamt 58 Millionen Franken sozial und ökologisch investiert. Tendenz steigend ◆▶

Darius N. Meier
Mitarbeit: Wolf Südbeck-Baur

Mehr zum Thema: oikocredit.org

aufbruch-PODIUM

Von der KUNST, den KAPITALISMUS zu verändern

Vortrag und anschliessend Podiumsdiskussion mit **Wolfgang Kessler,** Wirtschaftswissenschaftler und ehemaliger Chefredaktor von Publik-Forum, und **Beat Jans,** SP-Nationalrat und Autor des SP-Wirtschaftspapiers

5. März 2020, 19.00 Uhr
Unternehmen Mitte, Safe-Raum, Gerbergasse 30, 4001 Basel
Eintritt frei: Kollekte

Leserinitiative **Publik-Forum**

Die Leserinitiative des aufbruch-Kooperationspartners Publik-Forum unterstützt die Podiumsveranstaltung

Eine gespannte Beziehung

Kraft ihrer Menschenwürde gelten die Menschenrechte für jede und jeden. Das stellt die katholische Kirche um ihrer Glaubwürdigkeit willen vor beachtliche Herausforderungen. Die Gründe legt der Sozialethiker Peter G. Kirchschläger dar

FOTO: STOCK

Von Peter G. Kirchschläger

Menschen haben immer und überall Menschenrechte. Sie bleiben auch gegenüber von Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften Träger von Menschenrechten. Anders formuliert geben Menschen an der Kirchentür, beim Betreten eines hinduistischen oder buddhistischen Tempels, beim Aufsuchen einer Synagoge oder beim Ausziehen der Schuhe am Eingang einer Moschee nicht ihre Menschenrechte ab. Dies fordert auch die katholische Kirche zum Handeln heraus – im Dienste ihrer Glaubwürdigkeit.

Die Menschenrechte gelten in und für die katholische Kirche. Warum? Menschenrechte können mittelbar über die Menschenwürde, für die sie eine Schutzfunktion ausüben, mit der jüdisch-christlichen Vorstellung der Gottebenbildlichkeit des Menschen (Gen 1,26-27) biblisch fundiert werden. Auf der Basis von Gen 1,26-27 legt sich eine relationale und funktionale Lesart der Gottebenbildlichkeit des Menschen nahe. Von Gott wird dem Menschen die Aufgabe anvertraut und die Verantwortung übertragen, für die Umwelt und für die Menschen zu sorgen (funktionale Lesart). Zugleich spricht Gott den Menschen in der Schöpfung in Gottebenbildlichkeit an und tritt mit ihm in eine Beziehung. Dabei wird der Mensch von Gott als relationales Wesen dazu befähigt, seine Menschlichkeit zum Ausdruck zu bringen (relationale Lesart).

Die funktional und die relational verstandene Gottebenbildlichkeit, in der alle Menschen unterschieds- und bedingungslos von Gott geschaffen werden, legt das biblische Fundament für die Menschenwürde: Alle Menschen sind Trägerinnen und Träger der Menschenwürde, weil sie – beruhend auf der Gottebenbildlichkeit des

Menschen – im Dienste Gottes in Verantwortung und Sorge für die anderen Menschen und für die Umwelt stehen. Diese biblische Fundierung der Menschenwürde wirkt grundlegend auf die Menschenrechte, weil in einem nächsten Schritt gefolgert werden kann: Da jeder Mensch Menschenwürde besitzt und der biblisch fundierten Menschenwürde der Schutz der Menschenrechte zukommt, ist aus biblischer Sichtweise jeder Mensch Trägerin respektive Träger von Menschenrechten.

Die in der Gottebenbildlichkeit des Menschen enthaltene Universalität wird durch das jüdisch-christliche Grundprinzip der Nächstenliebe (Lev 19,11-18; sodann Mk 12,28-34 par; Röm 13,8-10; Gal 5,14) bekräftigt. Jeder Mensch wird als »Nächster« angesehen (vgl. Mt 25,40.45). Die Anspielung auf Gen 1,27 LXX in der Beschreibung der Geschlechter (»männlich und weiblich«) in Gal 3,28 lässt erkennen, dass Paulus nicht nur christozentrisch (vgl. Gal 3,26: als Getaufte Christus als Gewand angezogen), sondern auch schöpfungstheologisch argumentiert. Zudem wehrte sich Jesus mit seinen Worten und Werken gegen jegliche Form der Exklusion von Menschen.

Im Rahmen des II. Vatikanischen Konzils machte sich die Kirche im Zuge einer Adaption die Menschenrechte zu Eigen. »Kraft des ihr anvertrauten Evangeliums verkündet die Kirche die Rechte des Menschen, und sie anerkennt und schätzt die Dynamik der Gegenwart, die diese Rechte überall fördert.« (Gaudium et Spes [GS] 41) Nach der mit der Enzyklika »Pacem in terris« (PT) von Papst Johannes XXIII. erfolgten Einordnung der Menschenrechte als »Zeichen der Zeit« geschieht in der Erklärung über die Religionsfreiheit Dignitatis Humanae (DH) und in GS eine theologische Aneignung der Grundforderungen der Menschenrechte. Das Vaticanum II hebt die unverfügbare Freiheit der menschlichen Person hervor und weist ihr die Rolle zu, Grundlage aller Rechtssetzung zu sein (GS 17). »Die Kirche hält daran fest, dass die Anerkennung Gottes der Würde des Menschen keineswegs widerstreitet, da diese Würde eben in Gott selbst gründet und vollendet wird.« (GS 21)

> »Menschenrechte wollen nicht theoretisch glänzen, sondern das Leben der einzelnen Menschen zum Guten verändern.
>
> **Peter G. Kirchschläger**

Das Zweite Vatikanische Konzil legte auch das Fundament für eine selbstkritische Betrachtung aus einer menschenrechtlichen Perspektive (vgl. u. a. DH 12). Das Handeln der katholischen Kirche – gegen innen und gegen aussen – muss diesem Selbstverständnis der Orientierung an den Menschenrechten entsprechen.

Die Kirche sieht sich darüber hinaus mit dem moralisch begründeten Universalitätsanspruch der Menschenrechte (zum Beispiel auf der Basis des Prinzips der Verletzbarkeit) konfrontiert: Alle Menschen sind überall und immer Träger der Menschenrechte – auch inner- und ausserhalb von Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften.

Selbst wenn es in der Kirche zu Positionsbezügen kommen sollte, welche die moralische Begründbarkeit der Menschenrechte vernachlässigen sowie die Menschenrechte als »etwas Säkulares« bezeichnen und ihnen so jegliche Relevanz für die Kirche absprechen wollen, unterstreicht die epistemische Bescheidenheit die Bedeutung der Menschenrechte als globalen Konsens. Epistemische Bescheidenheit bedeutet zum einen das Bewusstsein, dass der Mensch wegen seines Menschseins nie sicher sein kann, ob er die ihm zum Beispiel von Gott offenbarte Wahrheit richtig wahrnimmt und versteht. Zum anderen umfasst die epistemische Bescheidenheit das Wissen um die Differenz zwischen dem, was die göttliche Wahrheit ist, und dem, was der Mensch meint, was die göttliche Wahrheit ist. Epistemische Bescheidenheit führt so zu einer Anerkennung des Umstandes, dass es weltweit keine Normen gibt, die so hohe Akzeptanz wie die Menschenrechte geniessen.

Ethischer Referenzpunkt

Streben Kirche und Theologie Glaubwürdigkeit und eine Wirkung an, dann gilt es, sich an den Menschenrechten als ethischen Referenzpunkt für ihr eigenes Handeln sowohl ausserhalb als auch innerhalb der Kirche zu orientieren. Kirche und Theologie werden andernfalls Schwierigkeiten haben, Menschen zu erreichen. Denn es ergäbe sich sonst ein Begründungsnotstand, warum die biblisch fundierten Menschenrechte als Teil des kirchlichen Lehramtes irrelevant für die Gemeinschaft der katholischen Kirche und ihrem rechtlichen Rahmen sein sollen.

Darüber hinaus sollte in Kirche und Theologie eine Menschenrechtshermeneutik zur Anwendung kommen. Mit Menschenrechtshermeneutik ist ein Verstehen des Verstehens gemeint, das sich an den Menschenrechten orientiert. Eine Menschenrechtshermeneutik kann ihren Anfang in der Konzilskonstitution Gaudium et Spes, Art. 3 nehmen, wo der einzelne Mensch ins Zentrum gerückt wird. Diese Perspektive des Individuums ist gemäss DH 1 der Standpunkt einer Trägerin von Menschenwürde. Die formale Positionierung einer Menschenrechtshermeneutik im Zuge der Perspektivenübernahme des einzelnen Menschen bildet ihr erstes Element. Ausgehend vom Standpunkt des Individuums ist zu entscheiden, was zu tun ist, um seine Rechte in dem je spezifischen Kontext zu realisieren. Die Menschenwürde stellt also den fixen Ausgangspunkt einer Menschenrechtshermeneutik (zweites Element) dar. Sie bindet zugleich die normative Ausrichtung an sich zurück und bewirkt die Notwendigkeit einer menschenrechtsorientierten Hermeneutik von Normativität. In anderen Worten: die Menschenwürde bildet den Kern des Sollens.

Aufgrund ihrer ihr eigenes Wesen bestimmenden Schutzfunktion sind die Menschenrechte unmittelbar

mit der Menschenwürde verbunden. Die Menschenrechte fügen sich als drittes Element einer Menschenrechtshermeneutik hinzu. Beispielsweise fordern die Menschenrechte an sich und die einzelnen spezifischen Menschenrechte Kirche und Theologie heraus.

Als viertes Element einer Menschenrechtshermeneutik wirken die menschenrechtlichen Prinzipien Freiheit, Selbstbestimmung, Gleichheit, Gerechtigkeit, Partizipation, Solidarität und Verantwortung. Während die Prinzipien Freiheit, Selbstbestimmung, Gleichheit, Gerechtigkeit und Partizipation auch explizit in einzelnen spezifischen Menschenrechten zum Ausdruck kommen, sind die Prinzipien Solidarität und Verantwortung in der Entsprechung von Pflichten und Verantwortung zu den Menschenrechten enthalten.

Diese Korrespondenz ergibt sich, weil Menschenrechte keine exklusiven Rechte darstellen, sondern Rechte, die ein Individuum mit allen anderen Menschen in gleichem Masse teilt. Dies bedeutet, dass den individuellen Rechtsansprüchen eine individuelle Verantwortung und negative und positive Pflichten entsprechen, zur Realisierung der Menschenrechte von allen anderen Menschen beizutragen.

Als fünftes Element einer Menschenrechtshermeneutik kommt die Praxis- und Handlungsorientierung hinzu. Menschenrechte wollen nicht theoretisch glänzen, sondern das Leben der einzelnen Menschen zum Guten verändern.

Neue Perspektiven fürs Kirchenrecht

Eine Anwendung einer Menschenrechtshermeneutik und der Menschenrechte als Referenzpunkt in der katholischen Kirche zeigt unter anderem folgende Potenziale auf:

- Das Kirchenrecht beziehungsweise die Kirchenrechtswissenschaft stellen sich einer grundsätzlichen Reflexion, ob das Kirchenrecht seinem selbst gesetzten Minimalanspruch, die Grundrechte der Person zu verwirklichen, gerecht wird. Es anerkennt die Menschenrechte, um deren Realisierung auch auf einer kirchenrechtlichen Ebene zu ermöglichen.
- Das Kirchenrecht beziehungsweise die Kirchenrechtswissenschaft erkennt, dass aufgrund des Fehlens einer Verfassung auch die Aufgaben für die Kirche verloren gehen, die eine Verfassung wahrnimmt (»Schutz der Grundrechte und eine machtbeschrän-

Im Spannungsfeld von Religion und Menschenrechten

Islamwissenschaftlerin Rifa'at Lenzin über blinde Flecken des Westens

FOTO: CHRISTIAN URECH

Rifa'at Lenzin

Menschenrechte sind heute in aller Munde. Doch die Konzepte von Recht, Menschenrechten und Menschenwürde sind nicht so selbstverständlich und wertfrei, wie sie in Human Rights-Diskursen oft daherkommen. Die »Allgemeine Erklärung der Menschenrechte« ist an einen bestimmten historischen Kontext gebunden und liegt nicht ausserhalb von Raum und Zeit. Dadurch stand sie von Anbeginn in einem natürlichen Spannungsverhältnis zu Religionen, die einen überweltlichen Transzendenzbezug geltend machen. Ein Hindu – um ein Beispiel zu nennen – könnte an der postulierten Gleichheit der Menschen Anstoss nehmen, weil im Dharma Sutra, welches in diesen Dingen massgebend ist, alle Rechte und Pflichten kasten-, alters- und geschlechtsspezifisch sind. Die sehr individualistisch geprägte westliche Vorstellung der Menschenrechte, die sich in der »«Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte« widerspiegelt, wurde des Öfteren wegen ihrer Vernachlässigung der Gemeinschaftsrechte kritisiert und ihre universelle Gültigkeit deshalb in Frage gestellt. Diskussionen in Bezug auf philosophische Tendenzen und kulturelle Einflüsse gab es von Anbeginn, was nach langen Debatten letztlich zur Erkenntnis führte, dass man sich in philosophischer Hinsicht nicht würde einigen können und dass es leichter wäre, sich über eine konkrete Liste von Rechten zu verständigen.

Die Menschenrechte werden im Westen vor allem im Zusammenhang mit dem Verhältnis von Bürger und Staat gesehen und verweisen damit auf ihre Herkunft aus dem Kampf der Bourgeoisie um bürgerliche Rechte gegenüber dem absolutistischen Staat. Im Unterschied dazu werden Menschenrechte im Islam – und mit Islam ist hier das dem Islam zugrunde liegende Normengefüge gemeint – nicht auf dem Hintergrund des Verhältnisses von Individuum und Staat gesehen. Der Nationalstaat gilt als eine Art strukturelle Überlagerung der Ummah, der Gemeinschaft der Gläubigen, und geniesst im Lichte der autoritativen islamischen Quellen wenig Authentizität. Qur›an und Sunnah unterstützen zwar die Schaffung einer politischen Ordnung, die die Gemeinschaftsangelegenheiten regelt und die Justiz verwaltet. Aber der Hauptakteur und die Adressaten bei all dem ist immer das Individuum, nicht der Staat.

Im zwanzigsten Jahrhundert wurde der Begriff der Menschenrechte zwar auf kollektive Rechte sowie soziale und wirtschaftliche Rechte ausgedehnt. Nur zögerlich stellt sich die Erkenntnis ein, dass nichtstaatliche Akteure – Warlords oder Guerillagruppen etwa – die Menschenrechte ebenfalls verletzen können. Noch weniger Anerkennung geschweige denn Konsens gibt es darüber, inwieweit machtvoll agierende internationale Systeme, seien das multinationale Konzerne, hegemonial agierende Regierungen oder Cybergiganten, Menschenrechte verletzen. Und wie steht es mit der zunehmenden Bedrohung durch die Globalisierung für Einzelpersonen, weniger mächtige Gemeinschaften und Staaten? Fallen Fragen von globaler Bedeutung wie das wirtschaftliche Ungleichgewicht und eine gerechtere Verteilung der Ressourcen in den Anwendungsbereich der Erklärung? Auch 70 Jah-

kende Organisation der obersten Instanzen [Gewaltenteilung]«). Darüber hinaus erschliessen das Kirchenrecht beziehungsweise die Kirchenrechtswissenschaft, dass die Menschenrechte nicht diejenigen Pfeiler dieses Rechtssystems sind, die sie eigentlich sein sollten, und dass hier Handlungsbedarf besteht.

- Schliesslich erlaubt eine menschenrechtsorientierte Hermeneutik dem Kirchenrecht eine noch stärkere Angleichung an die Heilige Schrift und an die sonstigen Aussagen des Lehramtes. Zum anderen sollte das Kirchenrecht beziehungsweise die Kirchenrechtswissenschaft die Menschenrechte als ethischen Referenzpunkt in Anspruch nehmen. Dies löst unter anderem folgende Konsequenzen aus:
- Das Kirchenrecht beziehungsweise die Kirchenrechtswissenschaft nehmen den Impuls zu einer kritischen Reflexion des Innenlebens der Kirche hinsichtlich der Gleichheit aller Menschen auf und – falls diesbezügliche Unrechtserfahrungen in der katholischen Kirche vorkommen sollten – zu einer gründlichen Analyse der rechtlichen Basis der institutionellen Strukturen innerhalb der katholischen Kirche, die möglicherweise zu dieser Ungleichheit führen könnten.

» Auf dem Spiel steht die Glaubwürdigkeit der katholischen Kirche

Peter G. Kirchschläger

- Das Kirchenrecht beziehungsweise die Kirchenrechtswissenschaft stossen eine kritische Überprüfung an, ob sich Dialogbereitschaft und partizipative Meinungsbildungs- und Entscheidungsfindungsprozesse in der Kirche finden lassen. Falls dies nicht der Fall sein sollte, vollzieht das Kirchenrecht einen diesbezüglichen Wandel in den kirchlichen Strukturen. Denn die Dialogbereitschaft wird im Zweiten Vatikanischen Konzil von der Kirche verlangt (vgl. GS 3, GS 21, GS 25, GS 92). Für Dialogbereitschaft setzt sich die Kirche in ihrem globalen Menschenrechtsengagement ein.
- Das Kirchenrecht bzw. die Kirchenrechtswissenschaft hinterfragen kritisch die Wahrnehmung der Verantwortung der Kirche als Arbeitgeberin.
- Das Kirchenrecht beziehungsweise die Kirchenrechtswissenschaft überprüfen die Realisierung des Rechts auf Meinungs- und Informationsfreiheit.
- Der Kirche kann in der Anwendung einer menschenrechtsorientierten Hermeneutik und Indienstnahme der Menschenrechte als ethischen Referenzpunkt als Beispiel für andere nichtstaatliche Akteure dienen.
- Ausserdem wird die Kirche so zum Hauptgesprächspartner für Staaten unter anderem im Bereich der Verantwortung für die Menschenrechte von nichtstaatlichen Akteuren.
- Schliesslich wird die Kirche ihrer eigenen Verantwortung als nichtstaatlicher Akteur der Menschenrechte gerecht und unterstützt als normgebende und -setzende Institution die internationale Gemeinschaft, weil Letztere zwar auf den Menschenrechten basiert, diese aber nicht selbst garantieren kann.

Eine menschenrechtsorientierte Hermeneutik und die Menschenrechte als ethischen Referenzpunkt erlauben es der Kirche, im Einklang mit der biblischen Überlieferung und dem eigenen Lehramt zu bleiben. Auf dem Spiel steht ihre Glaubwürdigkeit. ◆▶

Peter G. Kirchschläger ist promovierter Theologe und Professor für Theologische Ethik an der Universität Luzern. Der gebürtige Wiener hat mit seiner Studie »Menschenrechte und Religionen. Nichtstaatliche Akteure und ihr Verhältnis zu den Menschenrechten«, Paderborn 2016, ein grundlegendes Buch vorgelegt

re nach Annahme der »Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte« ist die internationale Ordnung nach wie vor sehr unausgewogen und wird von westlichen Industriestaaten dominiert. Dies gilt sowohl für die UNO selbst als auch für multilaterale Organisationen wie beispielsweise den *Internationalen Währungsfonds*.

Folgenreicher als philosophische und religiöse Aspekte ist in Bezug auf Menschenrechte die Umsetzungsproblematik, also die Interpretation und Anwendung dieser Rechte in lokalen Kontexten. Die Umsetzung von Menschenrechtsnormen ist zwangsläufig von den historischen, kulturellen und sozialen Besonderheiten der einzelnen Länder abhängig und damit nicht universell, sondern partikular. Das gilt nicht zuletzt für die jeweiligen Regelungen des Verhältnisses von Staat und Religion. In der Schweiz stellt sich zum Beispiel aktuell die Frage, ob der Staat die Gleichberechtigung der Geschlechter in der katholischen Kirche durchsetzen müsste. Gemäss schweizerischem oder französischem Recht sind auch Einschränkungen der Religionsfreiheit durchaus möglich, wie Minarettverbot und Kopftuchverbote zeigen. **Rifa'at Lenzin**

Risse im Altar

Der ultrakonservative Erzbischof Wolfgang Haas verwandelte das Fürstentum Liechtenstein in eine pastorale Wüste. Doch der »Verein für eine offene Kirche« gibt Gegensteuer. Einblicke in ein kirchlich zerrissenes Land

FOTO: JULIAN KONRAD, SCHAAN

Erwin Kräutler, emeritierter Amazonien-Bischof, spendet jungen Liechtensteinern die Firmung – organisiert vom »Verein für eine Offene Kirche« Liechtenstein. Bischof Wolfgang Haas lehen sie als Firmspender ab

Von Wolf Südbeck-Baur

Der Duft von Apfelzimt liegt in der Luft. Mit einer einladenden Handbewegung bitten Gisela und Werner Meier in ihr lichtes Zuhause. In der Stube unweit der Quelle des ofenfrischen Wohlgeruchs schildern die Mitglieder des *Vereins für eine offene Kirche* und der Theologe Günther Boss, ebenfalls langjähriges Mitglied, die zerrissene Situation im Liechtensteiner Erzbistum. Das 36 000-Seelen-Erzbistum ächzt, seitdem der stramm rechtskatholische Bischof Wolfgang Haas im Zuge der Churer Wirren 1997 von Chur wegbefördert (besser: zwangsversetzt) wurde in das eigens für ihn neu errichtete Erzbistum Vaduz. Der Kaffee dampft, der Apfelstrudel mundet.

Etwas amüsiert reagiert Gisela Meier, als die Runde auf einen online-Eintrag auf *Wikipedia* angesprochen wird. Dort heisst es, dass sich gegen die Ernennung von »Wolfgang Haas zum ersten Erzbischof Widerstand regte, der aber wirkungslos« geblieben sei. »Wenn Haas und seine Entourage das so sehen wollen«, lächelt Gisela Meier milde, »ist das ihre Sichtweise«. Und im gleichen Atemzug ergänzt die langjährige Vizepräsidentin: »Ich denke, dass unser *Verein für eine offene Kirche* für viele zu einer neuen kirchlichen Heimat geworden ist in den letzten 22 Jahren und sehr wohl eine starke Wirkung entfaltet hat.«

Dabei könnten die grossen Verdienste der Schwestern des *Klosters St. Elisabeth* nicht hoch genug eingeschätzt werden. »Die Schwestern wollten ganz bewusst Beheimatung bieten für die Katholikinnen und Katholiken, die mit dem Amtsantritt des Erzbischofs kirchlich heimatlos geworden waren«, so die 66-jährige Schellenbergerin. Das *Frauenkloster St. Elisabeth* in Schaan, das kirchenrechtlich nicht dem Erzbistum unterstellt ist und eng mit dem *Verein für eine offene Kirche* zusammenarbeitet, bilde mit dem Projekt »Brot und Rosen« einen Dreh- und Angelpunkt für das pastorale Wirken in dieser schwierigen Situation. Der *Verein für eine offene Kirche* zählt immerhin über 600 Mitglieder, vor 20 Jahren waren es etwa 800.

Pastorale Wüste

Der ungeliebte Kirchenfürst, dessen goldglänzender Bischofsstuhl in der zur Kathedrale erhobenen Dorfkirche von Vaduz prunkt, hat die Kirchenlandschaft des viertkleinsten Staats Europas gründlich umgepflügt. »Ohne jede Rücksichtnahme auf Opfer hat sich das Bistum mit Wolfgang Haas an der Spitze vollständig etabliert«, konstatiert Theologe Günther Boss.

Der überdurchschnittlich grosse Widerstand – über 8000 Gläubige protestierten damals mit einer Petition gegen die Errichtung des Erzbistums – habe kirchenpolitisch in der Tat nichts bewirkt, so Boss.

Kürzlich erst stellte er im *Fenster*, dem Magazin des *Vereins für eine offene Kirche*, fest: »Im Erzbistum Vaduz gibt es bald nur noch einen kirchlichen Beruf, nämlich den Pfarrer, den zölibatär lebenden Mann in schwarz.« Nicht geweihte qualifizierte Theologen und Seelsorgende – Diakone, Pastoralassistentinnen, Jugendarbeiter, Spitalseelsorgerinnen – haben entsprechend dem klerikal hierarchischen Kirchen- und Amtsverständnis von Bischof Haas schon lange kein Brot mehr im Ländle unweit der österreichischen Grenze. »Diese kirchlichen Ämter sind bei uns seit Jahren verschwunden«, beschreibt Boss die pastorale Wüste dieses ansonsten mit allen neoliberalen Wassern gewaschenen Fürstentums. »Die Bevölkerung in den zehn Pfarreien Liechtensteins hat ein Bild von Kirche, wie es im 19. Jahrhundert vorherrschte.« Als Kirche gelte das, ärgert sich der promovierte Theologe, was der Pfarrer, allenfalls noch der Kaplan, sagt und macht.

Das bringt so manche kuriose Unannehmlichkeit mit sich. Zum Beispiel beim Firmunterricht in den Primarschulen, den manche Kapläne mit angsteinflössenden Höllenbildern vermitteln. Gleiches gilt für Messfeiern der Priester, die fast ausnahmslos aus den konservativsten Milieus des deutschssprachigen Raums stammen. Viele Eltern wollen denn auch ihre Sprösslinge nicht von Haas und seinen Priestern geformt und gefirmt sehen.

»Hier springt der Verein für eine offene Kirche seit Jahren in die Bresche«, erklärt Theologe Boss. Schüler werden bei »Brot und Rosen« auf die Firmung vorbereitet und anschliessend im *Kloster Einsiedeln* oder in der *Propstei St. Gerold* in Vorarlberg gefirmt. Firmspender ist jeweils der inzwischen emeritierte Amazonasbischof Erwin Kräutler. Er stammt aus Vorarlberg und gehört zur *Kongregation der Missionare vom Kostbaren Blut*, die mit den Schaaner Schwestern eng verbunden ist. Neben einem monatlichen Sonntagsgottesdienst werden im *Kloster St. Elisabeth* zudem Erstkommunionunterricht und ausserschulischer Religionsunterricht, ein sogenannter kreativer Glaubensweg, angeboten.

»Der *Verein für eine offene Kirche* hat sich von einer Protestbewegung zu einem pastoralen Ort entwickelt«, analysiert Boss. »Könnt ihr nicht auch noch Beerdigungen und Trauerfeiern machen? Und ein Begegnungszentrum und, und, und…? Alles, was dieses Bistum mit seinen etwa 60 (!) inkardinierten Priestern, die allesamt keinen Pastoralkurs absolvieren mussten, pastoral nicht auf die Reihe kriegt«, erklärt der Vaduzer Theologe weiter, »landet in Form von Anfragen bei uns«. Doch damit stösst der Verein, in dem viele ehrenamtlich und ohne Salär arbeiten, an seine Grenzen.

Keine Parallelkirche

Und theologisch stellt Boss klar: »Wir wollen keine eigene Kirche sein, wir sind ganz einfach katholisch und ein zivilrechtlicher Verein, der dafür Sorge trägt, dass die katholische Kirche offen bleibt für alle Getauften.« Dem dogmatisch versierten Theologen geht das tridentinisch-klerikalistische Kirchenverständnis von Erzbischof Haas gegen den Strich. «Unser Selbstverständnis ist am besten vergleichbar mit einer Personalpfarrei – wie etwa bei einer Studentengemeinde.» Geht es um die Sakramentenspendung, kann sich der Verein auf ein Netzwerk von Priestern stützen, die nicht zum Erzbistum gehören.

Aber, schränkt der 50-jährige Vaduzer ein, es könne kein pastoraler Allround-Service von der Wiege bis zur Bahre geboten werden. Grund dafür sind nicht zuletzt auch zu knappe Finanzen, die aus Mitgliederbeiträgen und Spenden zusammenkommen. Im Gegensatz dazu finanziert der Liechtensteiner Staat den Betrieb des Erzbistums mit Steuergeldern in Millionenhöhe. Rund 10 Millionen Schweizer Franken erhalten die zehn Pfarreien jährlich direkt aus den Kassen der politischen Gemeinden. Eine angedachte Mandatssteuer für die Religionsfinanzierung konnte bislang nicht umgesetzt werden. »Das schmerzt den *Verein für eine offene Kirche*«, sagt Werner Meier. Die Entfremdung zwischen der konservativen Gruppe von Gläubigen im Umfeld des Erzbischofs und »den anderen« sei »weit fortgeschritten«. Man könne von zwei Lagern sprechen. Die wohl grösste Gruppe aber stelle jener Teil der Bevölkerung dar, der sich nicht mehr für die Belange der Kirche interessiere. Seine eigentliche Gefolgschaft habe Wolfgang Haas in erster Linie in sehr konservativen kirchlichen Kreisen wie etwa dem Priesterseminar der *Petrusbruderschaft* im allgäuischen Wigratzbad.

Das Magazin »Fenster« ist eine Brücke für die Liechtensteiner hinaus in die Weltkirche

Vor diesem Hintergrund ist die publizistische Arbeit, die das Redaktionsteam um Günther Boss mit der Herausgabe des Magazins *Fenster* leistet, »enorm wichtig«. So werde der Kontakt zum weltkirchlichen Geschehen aufrechterhalten, betont Boss. Als Beispiel erwähnt er die jüngste Nummer, in welcher schwerpunktmässig über die Amazonas-Synode informiert wird. Dies auch deshalb, weil der bereits erwähnte, mit Liechtenstein, dem *Kloster St. Elisabeth* und dem *Verein für eine offene Kirche* eng verbundene Amazonien-Bischof Erwin Kräutler als Mitstreiter von Papst Franziskus bei der Vorbereitung und Behandlung wichtiger Reformanstösse massgeblich beteiligt war. »Mit unserem Magazin *Fenster* bieten wir ein Fenster zur Weltkirche und können den Horizont über die eingeschränkte Katholizität in Liechtenstein hinaus weiten«, umreisst Günther Boss die publizistische Bedeutung der viermal jährlich erscheinenden Zeitschrift des Vereins. Zudem sei das *Fenster* eine wichtige Stimme bei der anstehenden Neuordnung des Staatskirchenrechts, die in Liechtenstein für mehr Transparenz sorge und somit für die Möglichkeit partizipativer Mitgestaltung.

Überhaupt habe sich mit Papst Franziskus das Blatt für den Verein für eine offene Kirche gewendet. Papst Franziskus spreche in seiner Verkündigung immer wieder von einer »offenen Kirche«. Das lasse den Verein hoffen, dass nach dem altersbedingten Rücktritt von Wolfgang Haas im Jahr 2023 entweder ein offener Erzbischof nach Vaduz kommt – oder vielleicht werde das Erzbistum Vaduz dann auch wieder aufgelöst. Doch bis dahin wird noch so mancher Apfelstrudel bei den Meiers auf dem Tisch duften. ◆

Neue Räume öffnen

Jacqueline Keune

Im Juni 2019 hat sich die Gruppe «Wir haben es satt!» in Sachen Gleichwertigkeit mit Bischof und Generalvikar von Basel getroffen. Im Juni 1995 hat das «Kirchenvolks-Begehren» 505‘154 und im Herbst «Kirche von unten» 1‘845‘141 Reform-Unterschriften gesammelt. Und 32 Jahre sind es her, seit uns Marga Bührig in Luzern zugerufen hat: «Wir Frauen sind Kirche – worauf warten wir noch!» Und unglaubliche 1‘970 Jahre sind schier umsonst verstrichen, seit Paulus erinnert hat, dass es im Blick auf Jesus keine Männer und Frauen mehr gibt, sondern einzig noch Geschwister. Und dennoch sind Frauen immer noch weniger wert als Männer. Hiesse es im Kirchenrecht, dass die Priesterweihe Weissen vorbehalten ist – es wäre längst eingestampft. Aber wegen Frauen? – Ein Körperteil entscheidet, wer Kranke salben, Schuldbeladenen Vergebung zusagen und über dem Brot um Wandel bitten darf. Aber das Unrecht ist schon dermassen in Fleisch und Blut übergegangen, dass «wir» eine Generalvikarin in Bolivien bestaunen, dass wir eine mögliche Weihe verheirateter Männer in verborgen-abgelegener Weltgegend gar «historisch» nennen und die Diakoninnenweihe fordern, um dann statt mit vertikal mit diagonal umgehängter Stola weiter diskriminiert zu sein.

FOTO: ZVG

Jacqueline Keune, Theologin und Buchautorin

Die Frage ist nicht, was wir Frauen dürfen, sondern was Recht und was Unrecht ist. Die Mauer ist gefallen, weil die Menschen in der DDR die Angst verloren haben. Wer weiss, vielleicht finden wir eines Tages auch den Mut, die Angst von unseren Herzen abzuschütteln und endlich die Freiheit der Töchter und Söhne Gottes zu leben. Nicht länger im Schwerefeld von ewiger Wahrheit unterwegs zu sein, sondern Denkbastionen zu schleifen. Nicht länger dicke Bretter zu bohren, sondern ganz und gar neue Räume zu eröffnen, die für alle nach Reich Gottes riechen.

Valeria Conti (Name geändert), Mitarbeiterin der griechischen Hilfsorganisation *refugee4refugees.gr* im Flüchtlingscamp auf der Insel Samos, berichtete Mitte September gegenüber *aufbruch*-Mitarbeiterin **Cristina Steinle**, dass das Lager dramatisch überbelegt sei. Demnach leben in dem Camp statt 650 Geflüchtete wie vorgesehen etwa zehnmal so viele in vorwiegend behelfsmässigen Zelt- und Plastikverschlägen. Ein Drama für alle sei das, vor allem für Kinder und Frauen. Dazu kämen katastrophale hygienische Zustände mit nur vier Toiletten für alle. Mütter könnten sich zur Entbindung gerade mal zwei Tage im Spital erholen. Danach müssten sie mit dem Neugeborenen zurück ins Camp. Einige lebten seit zwei Jahren in dem Camp. Die Asylverfahren seien viel zu träge, die Koordination funktioniere nicht. Dies sei einer der Gründe, betonte Conti, dass die Flüchtenden das Festland nicht wie vorgesehen erreichten. »Das macht die Situation auf Samos untragbar.« Wer die Geflüchteten unterstützen möchte, findet unter *www.refugee4refugees.gr* die nötigen Infos.

Jean Ziegler, Soziologe und Beirat des *Uno-Menschenrechtsrats*, fordert die sofortige Schliessung der Flüchtlingszentren auf den griechischen Inseln. Die Rechte vieler tausend Menschen würden dort verletzt, kritisiert Ziegler in einem Interview des deutschen *missio magazin*. Laut *kath.ch* sagte der Genfer weiter: »Die *Europäische Union* begeht Verbrechen gegen die Menschlichkeit.« Unabhängig von einer Bleibeperspektive sei es nach der Genfer Flüchtlingskonvention ein universelles Menschenrecht, zumindest ein Asylgesuch einzureichen, betonte Ziegler. Von der Ankunft auf den griechischen Inseln bis zur ersten Anhörung vergingen aber oft bis zu eineinhalb Jahren. Ziel der EU sei »eine reine Abschreckungspolitik. Sie lässt die Leute einfach schmoren und warten.« Diese Strategie sei nicht nur »moralisch verwerflich«, sondern »politisch auch völlig wirkungslos«. Bedrohte Familien in den Krisengebieten Syriens und Afghanistans liessen sich dadurch nicht abhalten.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Jean Ziegler

Leila Hunziker, Leiterin der *Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration* FIZ, begrüsst die erneute Aufforderung des *Europarats* an die Schweiz, Opfer von Menschenhandel besser zu schützen. Er bemängelt, dass die Schweiz »nach wie vor Schwachstellen in der Bekämpfung des Menschenhandels« habe. Hunziker unterstreicht die Resultate des Berichts, gemäss denen die Schweiz dafür sorgen müsse, die »Rechte und den Schutz für alle in der Schweiz anwesenden Opfer von Menschenhandel sicherzustellen, auch für jene im Asylbereich unabhängig vom Tatort«.

Erwin Koller, Theologe und Ehrenherausgeber des *aufbruch*, kommentiert die Ende Oktober zu Ende gegangene Amazonas-Synode auf aufbruch.ch: »1000 Jahre kam die Kirche ohne den obligatorischen Zölibat aus, und auch nachher wurde er hart kritisiert und nur partiell eingehalten. Wenn ein Kirchengesetz ohne biblische Grundlage so hoch gehängt wird – »Nur ein Konzil kann das ändern!« –, kommt es einem als Eidgenosse vor, wie wenn man eine Volksabstimmung machen müsste, um ein Fahrverbot aufzuheben, damit ein Rettungsfahrzeug durchkommt … Zu meinen, es gebe nur in der Amazonasregion gute Gründe für die Aufhebung des Zölibats, ist eine Illusion. Die Debatte werde schnell in Fahrt kommen. Es gehe nicht um eine Feuerwehraktion, sondern um Menschenrechte. Auch wenn pastorale Löcher mit »bewährten Männern« gestopft würden, bleibe die Weihe ebenso bewährter Frauen ein dringliches Postulat, »dem sich die Hierarchie nicht entziehen kann (…). Der kleine Schritt, den Franziskus mit dieser Synode gegangen ist, könnte zum grössten seiner Ära werden.« > *aufbruch.ch/blog*

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Erwin Koller

Margit Eckholt, Theologie-Professorin in Osnabrück, und der Osnabrücker Bischof **Franz-Josef Bode** wurden von der Uni Luzern mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet. Auf der Suche nach einer Kirche im Aufbruch sind ihre Bemühungen um das Frauen-Diakonat zu würdigen. »Nicht der Zugang von Frauen zu den kirchlichen Diensten und Ämtern ist begründungspflichtig, sondern deren Ausschluss«, lautet eine ihrer wichtigen Osnabrücker Thesen.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Margit Eckholt

Kirche und Dogmen sind veränderbar

»Dieselbe Kirche anders denken«: Unter diesem Titel referierte kürzlich Michael Seewald in der Zürcher *Pfarrei Bruder Klaus*. Der in Münster dozierende jüngste Professor im deutschen Sprachraum sprach auf Einladung des *Vereins tagsatzung.ch*.

Auch wenn die katholische Kirche endlich reformiert werde, bleibe sie die gleiche. Und »selbst Dogmen«, betonte der 32-Jährige, »darf man verändern«. Bei der Überlegung zur Veränderbarkeit dogmatischer Aussagen stützte sich der Dogmatiker auf Walter Kasper, den früheren Ökumene-Minister des Vatikans. Kasper hält eine »Reduktion des Dogmatischen für möglich und notwendig«. Sie führe zum Zentrum des christlichen Glaubens. Dieser Prozess sei keine Verarmung, sondern eine »Verwesentlichung«. Wenn ein Dogma »hart, frostig, abstossend und rechthaberisch wirke«, müsse es neu formuliert werden, damit die Kirche nicht Schaden leide. Die Folgerung: »Wo die Kirche sich ändern kann, wird sie stark.« Seewald erinnerte in seinem brillanten Referat daran, dass 1992 Papst Johannes Paul II. den Begriff »Dogma« neu definiert. Seither können nicht nur »von Gott geoffenbarte Wahrheiten« dogmatisiert werden, sondern auch »Inhalte, die mit seinen Wahrheiten in einem notwendigen Zusammenhang stehen«. Konsequenz: »Das Lehramt kann plötzlich behaupten, das etwas geoffenbart ist, von dem man gestern gesagt hat, es sei es nicht.« Seewald nannte das ein »dogmatisches Upgrade«. Und nochmals zitierte Seewald Kardinal Kasper. Das Evangelium ist immer mehr als das Dogma – ein »Selbstüberschuss«. Laut Seewald sei »theologisch unglaublich mehr möglich als bereits gemacht wird«. Doch die Kirchenleitung weigere sich, es zu tun..

Walter Ludin

Frauen könnten Diözesen leiten

FOTO: SKF

Die katholischen Frauen – das Bild zeigt Frauen des *Frauenbunds* SKF, die für die volle Gleichwertigkeit in der Kirche demonstrieren – erhalten weiteren Sukkurs von wissenschaftlicher Seite. Der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf weist in seinem Buch »Kirche, reformiere dich!« nach, dass Frauen, vorab Äbtissinnen, früher in der Kirche mehr Macht hatten, als es heute denkbar erscheint. Geht es heute meist um die Frauenordination, konnten in früheren Zeiten Frauen wie Männer auch ohne Priesterweihe mit weitreichenden Kompetenzen faktisch die Funktion eines Bischofs ausüben. Die sakramentalen Akte übernahm ein Weihbischof. Solche Bischöfinnen gab es in Deutschland, Lothringen, im Burgund, in Italien, Irland und Spanien. Angesichts des Fakts, dass Papst Johannes-Paul II. kirchenrechtlich die Frauenordination definitiv für unmöglich erklärte, sieht Wolf doch eine Möglichkeit, wie *kath.ch* berichtet. Denn das Kirchenrecht unterschied ursprünglich zwischen der Weihevollmacht und der Leitungsvollmacht. Letztere erhielten auch viele Männer, notabene ohne Bischofsweihe. Erst seit dem II. Vatikanischen Konzil ist die Bischofsfunktion mit der Bischofsweihe verbunden. Genau dies ist laut Wolf ein Unterbruch einer rund 1000-jährigen Tradition. Da es sich um eine rechtliche Vorschrift und nicht um ein Dogma handelt, könnte dies wieder geändert werden. Entsprechend schlägt Wolf vor, dass künftig wieder Frauen mit allen rechtlichen Vollmachten eine Diözese leiten könnten. Die sakramentalen Akte im Bistum würde ein Mann als Weihbischof übernehmen – wie das bereits einmal üblich war.

Wolf Südbeck-Baur

Gastkolumne

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

PFUSCHI-CARTOON

»Streik«-Solidarität jetzt

Die Klimastreiks scheinen Wirkung zu zeigen. Die Hoffnung jedenfalls wächst. Seit Jahrzehnten werden Experten und aufmüpfige Mitbürger*innen nicht müde, darauf hinzuweisen, dass wir uns selber und den nachkommenden Generationen die Zukunft stehlen, wenn wir verschwenderisch weiterleben wie bisher. Migrant*innen rund um den Globus machen nicht von einem »Streikrecht« Gebrauch. Aber: Indem sie Demütigung, Leiden und Angst Tag für Tag auf sich nehmen und eine kleine Zahl von ihnen es sogar wagt, an unseren Türen zu rütteln, versuchen sie zu sagen, dass wir nicht nur die Natur und unsere materiellen Güter missbrauchen. Ihre Zukunft wird Tag für Tag gestohlen: in Samos, in Syrien, in EU-finanzierten Flüchtlingslagern in Libyen, durch das Milliardengeschäft Menschenhandel oder – in der Schweiz – durch das sog. Nothilferegime, das Tausende im Asylverfahren abgewiesene Personen fünf, zehn oder mehr Jahre in der Sackgasse hält. Offiziell dürfen sie hier nicht sein, nicht arbeiten, nicht sich integrieren; der Weg ins Herkunftsland ist versperrt. Das unsägliche politische Flüchtlings- und Quoten-Hickhack ist Zynismus pur, denn diese Frauen, Männer, Jugendliche und Kinder nehmen ein Menschenrecht wahr und suchen für sich eine Zukunft. Genau das verweigern wir und andere ihnen. Die Parallele zum Klimawandel liegt auf der Hand: Augen und Ohren zu! Schuld sind die anderen und vor allem die Migrant*innen selber! Ich meine: Jetzt braucht es – wie fürs Klima – laute, wöchentliche, kluge »Streik«-Solidarität. Migrant*innen haben ein Recht auf Zukunft – wie du und ich.

Gerda Hauck, Verein Mittagstisch für Asylsuchende mit Nothilfe + Sans Papiers, Bern

»Ich glaube, uns empfängt Liebe«

Ingrid Grave OP wurde als Sprecherin des »Wort zum Sonntag« schweizweit bekannt. Die Dominikanerin hält das Scheitern des Menschen hoch, tritt für die Frauen in der Kirche ein und ist überzeugt, dass sich die Kirche insgesamt bewegen muss

Von Wolf Südbeck-Baur

aufbruch: *Ingrid Grave, Sie engagieren sich schon lange für die Weihe von Frauen zu Priesterinnen. Würden Sie sich weihen lassen, wenn die Kirche grünes Licht gäbe?*
Ingrid Grave OP: Wenn ich mich heute für die Weihe entscheiden müsste, würde ich aus zwei Gründen nein sagen. Einmal wegen meines Alters, zum andern sehe ich das Korsett, in das ich dann käme im Blick auf die Erwartungen, wie ein Priester zu sein hat, wie ein Priester zu gehorchen hat, die Art und Weise, wie ein Priester die Eucharistie zu feiern hat. In das Korsett will ich nicht rein. Da will ich mehr Freiheit. Ich will auch nicht einfach nur eine reine Männersprache in eucharistischen Feiern verwenden. Bliebe die Kirche in ihren Vorschriften bezüglich Eucharistiefeiern sehr strikt, hätte ich dauernd Konflikte.

Können Sie ein Beispiel nennen?
Allein schon die Anrede: der Herr, der Herr, der Herr. Wenn ich von Jesus spreche, weiss ich, dass Herr ein Hoheitstitel ist. Ich würde eher vom Bruder, vom Menschenbruder, vom göttlichen Menschenbruder vielleicht reden wollen. Ich bin keine Theologin und darum mit den Formulierungen vorsichtig. Aber wenn ich von Gott spreche, muss ich nicht immer sagen: der Herr. Ich kann Gott sagen, und alle wissen zumindest der Spur nach, was damit gemeint ist. Im Gebet kann ich statt »Herr, erbarme dich« auch sagen »Gott, erbarme dich.« Wir müssen uns bewusst werden, dass es falsch ist, Gott nur in der männlichen Form anzureden. Genauso falsch wäre nur die weibliche Form. Wir müssen unser Gottesbild erweitern. Das sollte auch in der Sprache zum Ausdruck kommen.

Wenn es Priesterinnen gäbe, würden sie langsam, aber sicher auch die Sprache mitprägen …
… das denke ich auch. Wir probieren bereits in unserer Klostergemeinschaft, die Sprache zu verändern. Innerhalb einer Frauengemeinschaft im Kloster hat man mehr Freiheiten. Wir sind daran, zum Beispiel mal einen Psalm etwas anders zu beten als gewohnt, mal ein Gebet etwas anders zu formulieren. Ich sehe aber, wie schwer das ist, weil viele Leute eine veränderte religiöse Sprache oft nicht akzeptieren. Wenn ich mir meine Texte, meine Sprache innerhalb einer Pfarrgemeinde vorstelle, wären sicher nicht alle einverstanden, aber man kann auch ältere Menschen mitnehmen auf einen solchen Weg.

Kurz vor der Amazonassynode haben Sie in Rom an einem Treffen von Ordensfrauen vergeblich das Stimmrecht für Ordensfrauen gefordert. Ernüchtert?
In meinen Augen wäre das Stimmrecht für Ordensfrauen bei Bischofssynoden das Mindeste, was hätte erlaubt werden müssen, zumal Ordensbrüder, die nicht Priester sind, das Stimmrecht eingeräumt wurde. Eine Weihe als Voraussetzung für das Stimmrecht bei solchen Synoden fällt also weg. Warum gewährt Rom dann Ordensfrauen trotzdem kein Stimmrecht? Das ist ungerecht, und gegen Ungerechtigkeiten muss man aufstehen und kämpfen.

Sie sind seit 60 Jahren Ordensfrau und engagieren sich schon so lange für eine stärkere Stellung der Frauen in der Kirche. Woher nehmen Sie die Kraft für den langen Atem?
Es geht nicht nur darum, dass Frauen mehr Rechte in der Kirche bekommen, sondern die Kirche insgesamt muss sich bewegen auf eine Gesellschaft hin, die sich total verändert hat. Es gab Phasen – das sage ich ganz offen –, in denen ich gedacht hatte,

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Ingrid Grave: »All die Menschen, die nach uns noch kommen und angesichts des Klimawandels noch so viel werden aushalten müssen, brauchen Spiritualität«

jetzt schmeiss ich es hin. Aber ich bin so sehr in diesem Glauben verwurzelt, dass ich weiss, dass die Kirche nie makellos ist und sein wird. Orientierung gibt mir der Menschenbruder Jesus. Was haben sie damals mit ihm gemacht? Er ist total gescheitert. Später kommt mit der Auferstehung aber doch noch was anderes. Was ist Auferstehung? Täglich und immer wieder aufstehen. Das muss ich im Alltag auch immer wieder. Es ermutigt mich bis heute zu sagen, du darfst nicht aufgeben, auch im Blick auf die Krisen unserer überalterten Ordensgemeinschaft. Es ist bisher immer weiter gegangen. Darum denke ich: Resignation ist das Allerschlimmste. Wer resigniert, tut gar nichts mehr, wer resigniert, kann auch nicht mehr mitreden.

Aus der Kirche austreten ist keine Option?
Man könnte manchmal Lust kriegen, aber was passiert dann? Dann werde ich gar nicht mehr ernst genommen. Ich könnte nur noch über den Gartenzaun in die Kirche reingucken, und die sagen mir dann, hör auf zu reden, du bist ja gar nicht dabei. All das hat mich bewogen, wirklich dabei zu bleiben. Ich konnte mich immer wieder aufrappeln, weil ich das Leben Jesu vor Augen habe mit dieser Katastrophe am Ende, die letztlich keine war. Jesu Gegner dachten, sie hätten ihn erledigt. Aber genau das ist nicht passiert. Ich glaube, dass letztlich eine Kraft, eine Macht, eine Liebe waltet, wir sagen Gott. Ich glaube, dass Gott letztlich die Liebe ist.

Können Sie das näher erklären?
Menschen können lieben. Ob man geliebt wird oder jemanden liebt, muss man nicht beweisen. Das weiss man intuitiv. Und woher kommt diese Liebeskraft, die im Menschen angelegt ist? Die kommt irgendwo her, es muss so was geben. An dieser Liebe halte ich mich fest, nicht an Resignation oder Hass. Und all die Menschen, die nach uns noch kommen und angesichts des Klimawandels noch so viel werden aushalten müssen, brauchen Spiritualität.

FOTOS: WOLF SÜDBECK-BAUR

Sr. Ingrid Grave OP, ist seit 1959 Dominikanernonne im Kloster Ilanz. Die 82-Jährige arbeitete als Primarlehrerin, später in der Klosterleitung und als TV-Moderatorin

Was verstehen Sie unter Spiritualität?
Ich habe Hemmungen, dieses Wort so locker in den Mund zu nehmen, weil alle möglichen Leute von Spiritualität reden. Hakt man nach, kommt die Firmenphilosophie und ähnlich Nebulöses zum Vorschein. Für mich ist Spiritualität mehr, und zwar ein Verwurzeltsein in dem, was über mein Begreifen hinaus geht. Mein Gehirn kann ich anfassen, aber es gibt noch etwas, was darübersteht, darüber hinausweist. Ich habe Geist und Seele. Was ist das aber? Ich kann es nicht erklären, aber ich weiss, dass es ein Mehr gibt. Als Christin finde ich dieses Mehr in der christlichen Botschaft und im Leben Jesu. Aus diesem Spiritus heraus möchte ich mein Leben gestalten oder habe ich versucht, mein Leben zu gestalten – ich muss mit meinen 82 Jahren schon fast in der Vergangenheitsform reden. In diesem Geist muss ich mein Leben immer wieder erneuern.

Bekannt geworden sind Sie als TV-Moderatorin der »Sternstunde Religion« und des »Wort zum Sonntag«. Wie die vielen positiven Reaktionen gezeigt haben, konnten Sie die Menschen offenbar erreichen. Was war Ihnen wichtig bei Ihren Fernsehpredigten?
Wichtig war mir die Sprache. Ich wollte die Zuschauerinnen und Zuschauer in ihrer Existenznot und ihren spirituellen Nöten erreichen. Ich wollte auch gerne die biblische Botschaft rüberbringen, so, wie ich glaube, wie wir sie heute nötig haben, wie sie uns heute nähren kann. Heute darf man zum Beispiel nicht scheitern. Scheitern ist verpönt und wird als furchtbares, häufig persönliches Versagen verstanden. Viele meinen, wer scheitert, ist erledigt. Aber das Christentum ist gerade die Religion, in der der Mensch scheitern darf. Trotz des Scheiterns verlieren wir weder Wert noch Würde. Dafür habe ich mich sehr angestrengt und ins Zeug gelegt (lacht).

Zürich hat Sie auch nach Ihrer Fernsehzeit nicht ganz losgelassen. So waren Sie bis vor einigen Jahren in einem ökumenischen Seelsorgeprojekt in der Predigerkirche engagiert und haben sich um kirchlich Obdachlose gekümmert, die den direkten Kontakt zur Kirche verloren haben. Welche Erfahrungen haben Sie dabei gemacht?
Da bin ich auch wieder eher zufällig hineingeraten. Der Dominikanerpater Franz Müller war damals der katholische Priester in der ökumenisch angelegten Predigerkirche, die eine niederschwellige seelsorgerliche Anlaufstelle für kirchlich Obdachlose

»Gegen Ungerechtigkeiten muss man aufstehen und kämpfen

Ingrid Grave

anbot. Damals kamen neben anderen sehr viele Menschen, bei denen man keine Ahnung hatte, wie die in diese Kirche geraten sind. Wenn ich sie fragte, ob sie noch irgendeine Anbindung an eine Kirche oder Religionsgemeinschaft hätten, war die Antwort sehr oft: »Nein, da gehe ich nicht mehr hin, aber hier in der Predigerkirche könnte ich wenigstens mal fragen.« Es kamen Menschen, die nicht wussten, wo sie Antworten auf ihre existentiellen Fragen und Nöte suchen sollten oder solche, die psychisch aus der Bahn geworfen worden waren und sich eine fachliche Behandlung nicht leisten konnten oder es nicht gewagt hatten, ihre innersten Fragen nach spiritueller Orientierung ihrem Psychiater oder Therapeuten zu stellen. Das ist mir unter die Haut gegangen, dass solche Fragen in der psychiatrischen Behandlung bisweilen offenbar ausgeklammert werden

Sie sind 82 und haben die meiste Zeit ihrer Lebenszeit gelebt. Wie gehen Sie mit dem Thema »Sterben und Tod« um?
Als ich vor einigen Jahren schwer krank war, habe ich mich mit dem Sterben auseinandersetzen müssen. Das war trotz Krankheit eine gesunde Phase. Ich glaube, dass uns Liebe empfängt, trotz aller Hochs und Tiefs. Ich weiss ja nicht, wie ich sterbe, aber ich habe das Gefühl, ich habe noch einige Jahre vor mir. Ich denke, diese Jahre sind nicht für grosse Reisen oder sonstige Vergnügungen da, sondern ich will das anbieten, was ich noch anbieten kann. Jetzt gerade habe ich mich gemeldet für Einsätze in unserer Cafeteria neben der Klosterpforte. Das ist ein Schritt weg aus der Öffentlichkeit, gibt aber Kontakte und ist sinnvoll.

Und sterben …
…wenn ich dann sterbe, weiss ich auch nicht, wie das ist (lacht). Ich hoffe, ich kann dann immer noch glauben, dass ich irgendwann mal aufgehoben bin, wie immer das aussehen wird (lacht). Ich glaube, uns empfängt Liebe. ◆

Mehr Infos: klosterilanz.ch

Macht die digitale 5G-Technologie die Welt besser?

Smart Cities und Smart Homes eröffnen ungeahnte Möglichkeiten, jubeln die einen. Andere halten die fortschreitende Digitalisierung für ökologisch und rechtsstaatlich bedenklich

FOTO: ZVG

Armin Schädeli, Mediensprecher der Swisscom, ist Master in Communication Management. Er arbeitet am Hauptsitz in Worblaufen Kanton BE.

Ja, 5G kann zweifellos Gutes bewirken

Eine interessante Frage. Doch genauso gut könnte man die Frage stellen, ob die Erfindung des Telegrafen die Welt besser gemacht hat. 5G wird wie jede Technologie das sein, was wir daraus machen. Dabei hat 5G zweifellos das Potenzial, Gutes zu bewirken. Denken wir nur an eine Brille, die es sehbehinderten Menschen ermöglicht, sich besser zu orientieren, oder generell an die Möglichkeiten der digitalisierten Medizin. Wenn eine Technologie dazu beiträgt, Leiden zu mindern, dann hat sie die Welt vielleicht ein wenig besser gemacht.

Digitale Hilfsmittel erleichtern uns das Leben, sie inspirieren uns und schaffen neue Möglichkeiten. Das Smartphone dient der Kommunikation mit unseren Liebsten, ist unser Zugangsportal zu den News aus aller Welt, navigiert uns durch unbekannte Orte und dient gleichzeitig als Fotokamera. Da der Datenbedarf laufend steigt, braucht es die neue Mobilfunkgeneration, damit es keinen Datenstau gibt und wir unsere Geräte auch in Zukunft nutzen können.

Ob eine Technologie die Welt besser macht, hängt natürlich auch mit der Frage zusammen, ob sie Schaden anrichtet. Zu dieser Frage wurde und wird viel geforscht. Es gibt gemäss dem *Bundesamt für Umwelt* keinen Nachweis, dass Antennenstrahlung im Rahmen der Grenzwerte für Mensch und Tier gesundheitliche Folgen hat. 5G nutzt die bekannten und bereits genutzten Frequenzbänder. Zudem gelten in der Schweiz Grenzwerte, die an den Orten, an denen sich Menschen länger aufhalten, zehn Mal strenger sind als es die *Weltgesundheitsorganisation* (WHO) empfiehlt.

Macht 5G die Welt besser? Wahrscheinlich ist es zu viel verlangt, dass eine Technologie die Welt besser machen soll. Denn auch im digitalen Zeitalter gilt: Die Welt besser oder schlechter macht immer noch der Mensch. ◆

Nein, 5G schadet Umwelt und Demokratie

FOTO: ZVG

Rafael Widmer, freier Journalist, hat Umweltpolitik und Internationale Beziehungen in St. Gallen, Madrid und Paris studiert. Er beschäftigt sich mit alternativen Modellen zum profitmaximierenden Wirtschaften

Der Ausbau der 5G-Infrastruktur ist notwendig für viele »zukunftsweisende« Technologien wie das Internet der Dinge oder selbstfahrende Fahrzeuge. Der vermeintliche Fortschritt einer Welt mit 5G gefährdet jedoch zivilisatorische Errungenschaften, die unsere Welt lebenswert machen.

Neue, als effizient angepriesene Technologien führen in den meisten Fällen paradoxerweise nicht zu Energie- und Emissionseinsparungen. 5G-fähige »smarte« Geräte brauchen insgesamt mehr Energie, weil jedes Gerät neu Daten aufzeichnen, speichern und übertragen können muss. Eine Welt mit stets steigendem Energiebedarf kann nicht gut sein.

Die zusätzlich erhobenen Daten werden von Unternehmen benutzt, um Benutzerprofile zu perfektionieren und damit die nächsten »Innovationen« noch besser auf die Konsumenten anzupassen. Damit steigen Konsum, Profite der Hersteller und Ressourcen- und Energieverbrauch weiter.

Mit der zusätzlichen Datenerfassung nehmen die Möglichkeiten für Überwachung und Kontrolle zu. Smart Homes und Smart Citys generieren Daten über unsere gesamten Lebensbereiche und höhlen damit die Privatsphäre aus. Die Wahrung der Privatsphäre ist jedoch ein wichtiger zivilisatorischer Fortschritt und notwendig für das Funktionieren von Rechtsstaat und Demokratie.

Die fortschreitende Digitalisierung hat bisher nicht wie erhofft zu einer Demokratisierung der Welt geführt, sondern im Gegenteil zu weltweiten Monopolen von wenigen Techgiganten. Dies wird sich mit der Einführung von 5G noch weiter verstärken.

Eine Welt mit Grundrechten und Privatsphäre, mit funktionierender Demokratie und Rechtsstaat ist auf jeden Fall einer »smarten«, effizienten Welt vorzuziehen, in der mir mein Kühlschrank mitteilt, dass die Salatsauce alle ist. ◆

FOTO: WATSON

Der Vermittler

Amir Dziri trägt dazu bei, dass sich die muslimische und nichtmuslimische Bevölkerung in der Schweiz (noch besser) kennen und verstehen lernen

Von Christian Urech

»Es gibt eine Tendenz, gesellschaftliche Fragen nur auf den Islam zu projizieren und zu reduzieren«, sagt Amir Dziri im Gespräch. Es gebe auch in der Schweiz viele Menschen muslimischen Glaubens, die sich daran störten, immer wieder auf die gleichen Klischees zurückgeworfen und nicht als Individuen wahrgenommen zu werden. »Es gibt Muslime, deren Weltbild gleich wertkonservativ ist wie jenes der AfD oder der SVP und es gibt viele Muslime, deren Weltbild ein freiheitlich-demokratisches ist.« Es gebe keinen Kampf der Kulturen, aber einen Kampf der Fundamentalismen.

Amir Dziri wirkte von 2011 bis 2017 am *Zentrum für islamische Theologie* der Universität Münster an dessen institutioneller und fachlich-akademischer Etablierung mit. Seit September 2017 hat er die erste Professur für islamische Studien in der Schweiz inne und ist Direktor des *Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft* der Universität Fribourg. Den Schwerpunkt seiner Arbeit in dieser Funktion sieht er vor allem im Aufbau eines islamisch-theologischen Kompetenzzentrums, das Wissenschaftskompetenz, Forschungskompetenz und Lehrkompetenz umfasst.

In Tunis geboren, ist er in Bonn aufgewachsen, wo sein Vater als Gymnasiallehrer und die Mutter als Unternehmerin arbeiten. Die Auseinandersetzung mit seiner Biografie habe ihn zu einem akademischen Studium des Islam geführt. Er ist zwar in einem sunnitischen Kontext erzogen worden, möchte sich persönlich aber dezidiert nicht einer bestimmten Richtung des Islam zuordnen. Dass er mit zwei Sprachen und vor dem Hintergrund verschiedener Kulturen aufgewachsen ist, empfindet er als Bereicherung und geradezu als Privileg: »Es hat mich für verschiedene Sichtweisen auf die Lebenswirklichkeiten sensibilisiert – etwas, was mit zunehmender Globalisierung immer wichtiger wird«, sagt Dziri. »Wenn man in einer Gesellschaft gewissermassen zur Norm gehört, dann fällt es schwerer, die Realität aus unterschiedlichen Perspektiven wahrzunehmen.«

Natürlich sei ein Migrationshintergrund auch mit Herausforderungen verbunden, sagt Dziri. Man müsse sich – fast wie ein Baby – im neuen Umfeld alles neu aneignen. Wichtig sei, dass man sehen könne, was diese neue Lebenswelt einem Positives mitgeben könne. Man dürfe nicht erwarten, dass am neuen Ort alles so sei wie am alten. Hat er auch Ablehnung erfahren aufgrund seines Migrationshintergrunds? Nein, persönlich nie. »Man merkt in den öffentlichen Diskursen und Diskussionen jedoch schon, dass Fremdenfeindlichkeit in bestimmten Gesellschaftskreisen gepflegt und offener artikuliert wird. Aber das ist auch ein Zeichen dafür, dass Integration funktioniert, dass sich viele Leute in Deutschland und der Schweiz mit neuen Lebenskontexten identifizieren, und das schafft dann eben bei einer bestimmten Gruppe von Menschen Ängste und Ablehnung. Der Konflikt ist jedoch ein Zeichen dafür, dass man auf dem Weg ist, etwas Neues zu schaffen.« Der Zusammenprall zweier Grundformen gemeinschaftlichen Zusammenlebens, Autoritarismus und Liberalismus, sei momentan ein starker globaler Trend. »Der kann sich dann eben auch mit bestimmten religiösen Ideologien verbünden, etwa, wenn es im muslimischen Kontext eine sehr restriktive Religionsauslegung gibt oder sich der europäische Autoritarismus mit konservativen christlichen Positionen verbindet.«

Die wichtigsten Herausforderungen für das interreligiöse Zusammenleben in der Schweiz sieht Dziri im Spannungsfeld zwischen Pluralität und Normativität und zwischen Individualisierung und Gemeinsinn. »Es ist eine Stärke von Religionen, Werte und Normen zu schaffen, Leben zu strukturieren, Richtungen vorzugeben. Sie müssen auf der anderen Seite aber verhindern, dass das übergeht in eine Repression, die bewirkt, dass alle, die nicht der eigenen Norm entsprechen, vehement abgelehnt werden – auch innerhalb der eigenen Gruppe –, und alles, was von der Norm abweicht, aussortiert wird.« Wir müssten auch wieder in Kategorien von Gemeinschaft, von Gemeinsinn, von Kollektivität denken lernen. Die Extremismusforschung zeige, dass die meisten Menschen, die sich extremen Bewegungen anschliessen, dort vor allem vom »Korpsgeist« angezogen würden und dass sie sich mit absoluter Hingabe einer Gruppe zugehörig fühlen möchten, was fast wichtiger sei als die inhaltliche Position dieser Gruppe.

Im Allgemeinen seien Muslim*innen in der Schweiz aber sehr gut integriert: »Mir scheint insgesamt, dass der Integrationsprozess hierzulande sehr organisch verläuft. Es findet eine zunehmende Beheimatung von Muslimen in der Schweiz statt und es gibt bei ihnen eine starke Identifikation mit der Schweizer Gesellschaft und schweizerischen Werten. Für viele einzelne Muslime ist der Integrationsprozess auch schon abgeschlossen.« ◆

Fasten, um zu Sterben

Selbstbestimmt Sterben klingt verlockend. Mortales Fasten ist jedoch eine umstrittene Sterbemethode – und das zu Recht

FOTO: © EPD-BILD / WERNER KRÜPER

Selbstbestimmt aus dem Leben treten, das ist heute ein weit verbreiteter Wunsch

Von Stephanie Weiss

Wem das Leben durch Krankheit, Schmerzen oder Alter unerträglich geworden ist, sehnt sich danach, möglichst sanft und schmerzfrei aus dem Leben treten zu können. Ein Suizid kommt jedoch für viele aus ethisch-moralischen Gründen nicht in Frage. Sterbefasten scheint auf den ersten Blick eine gewaltlose Alternative zu sein, doch ist dies die ideale Lösung? Immer mehr Menschen entscheiden sich für einen assistierten Suizid. 2018 begleitete alleine *Exit* als die grösste der fünf Sterbeorganisationen über 900 Menschen in den Tod. Zudem gibt es Menschen, die diese Sterbeform ohne die Hilfe einer Organisation wählen. Bei den Möglichkeiten des freiwilligen Sterbens rückt der »Freiwillige Verzicht auf Nahrung und Flüssigkeit«, kurz FVNF, zunehmend in den Fokus. Eine Variante dieser Sterbeform ist der implizite Verzicht auf Nahrung und Flüssigkeit, wenn also eine sterbende Person dies nicht mitteilt, sondern einfach tut. Das Sterbefasten wird kontrovers diskutiert, nicht zuletzt aufgrund der Frage, ob es sich dabei um eine suizidale Handlung handelt oder nicht. Dies erschwert eine ethische Diskussion. Georg Bosshard, Privatdozent für Klinische Ethik der *Universität Zürich*, hält folgende Definition bereit: »Der Begriff Sterbehilfe bezeichnet Handlungen und Unterlassungen, welche in Kauf nehmen oder zum Ziel haben, möglicherweise oder sicher die Lebensspanne eines auf den Tod kranken Menschen zu verkürzen bzw. den Tod herbeizuführen.« Gemäss dieser Aussage gehört FVNF eindeutig in die Kategorie der Sterbehilfe.

Eine Abkürzungsmethode

Über die Häufigkeit der expliziten und impliziten Form von FVNF liegen bis heute keine empirischen Daten vor. Das *Institut für Pflegewissenschaft* an der *Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften* ZHAW hat zum Thema 1672 Schweizer Hausärzte und leitende Pflegefachleute befragt. 627 der Befragten hatten schon einmal sterbefastende Person betreut. Die Mehrheit der Betroffenen war älter als 70 Jahre, über zwei Drittel waren krank, mehrheitlich krebskrank, und hatten nur noch eine sehr kurze Lebenserwartung.

Für die meisten diente der Nahrungsverzicht als Abkürzungsmethode für den ohnehin nahen Tod. Nebst Schmerzen wurden geringe Lebensqualität, Erschöpfung und Lebensmüdigkeit als Gründe aufgeführt. Die Befragung zeigt zudem, dass die Einsamkeit ein nicht seltener Grund für den Lebensüberdruss ist. Die begleitenden Fachpersonen beschreiben den Sterbeprozess als würdevoll. Bei einigen komme es allerdings zu einem Delirium mit starker Verwirrung und Unruhe.

Viele offene Fragen

Wichtig zu erwähnen ist, dass viele Sterbende sediert werden, um die Symptome zu mildern. Mit Hilfe von Beruhigungsmitteln werden Funktionen des zentralen Nervensystems gedämpft. So berichteten auch die Befragten von einer häufigen Sedierung. Dieser Punkt wird beim Sterbefasten kritisch diskutiert. So hält etwa die *Akademie der Medizinischen Wissenschaften* SAMW, in ihren ethischen Richtlinien fest: »Eine Sedierung zur Unterdrückung von Hunger- und Durstgefühlen ist nicht zulässig.« In diesem Rauschzustand könne der Sterbeprozess nicht mehr hinterfragt und allenfalls abgebrochen werden. Noch heikler wird die Angelegenheit, wenn die Betroffenen nicht in den Entscheidungsprozess eingebunden werden. Gemäss erwähnter Studie traf dies auf 7% der Fälle zu. Bei Demenzkranken stieg dieser Anteil sogar auf 15%. Die Gründe dafür bleiben gemäss den Studienautoren ungeklärt. Der Aspekt der Freiwilligkeit kann in diesen Fällen zu Recht in Frage gestellt werden.

Auch Ethikprofessor Markus Zimmermann möchte das Thema differenziert betrachten. »Sterbefasten wird seit Jahren

kontrovers diskutiert, wobei es sich meiner Ansicht nach um eine unklare Frage handelt, die nicht pauschal beantwortet werden kann. Je nach Situation handelt es sich eindeutig um einen Suizid, was aus kirchlicher Sicht abgelehnt wird und auch ethisch umstritten ist.«

In gewissen Situationen sei es jedoch eine verständliche, empfehlenswerte und unumstrittene Handlung. »So ist es beispielsweise normal, wenn ein Krebspatient im Endstadium wenig bis gar nichts mehr zu sich nimmt, er also fastet. Handelt es sich aber um eine gesunde Person, die sich aus Lebensmüdigkeit und Einsamkeit das Leben nehmen will, indem sie nichts mehr isst und trinkt, dann wird das kaum gelingen.« Dies sei physiologisch kaum möglich, ausser wenn die Person vom Arzt sediert werde, wenn sie nach Wasser schreit. »In so einem Fall wäre eine Sedierung eine Tötung auf Verlangen und damit illegal. Eine solche Situation halte ich für höchst bedenklich und unmenschlich.« Natürlich gebe es zwischen diesen beiden Extremsituationen eine Bandbreite, in der viele Fälle lägen. »Vom Kontext der einzelnen Situation hängt extrem viel ab. Meines Erachtens ist darum das Sterbefasten nicht generell zu begrüssen.« Es gelte erst zu klären, worum es im konkreten Fall gehe und wie sich dieser beschreiben liesse. Erschwerend komme hinzu, dass es weltweit keine Studien zum Thema gebe, welche den Prozess des Sterbefastens konkret beschrieben. »Ich bin aufgrund meines Wissensstandes sehr skeptisch.«

Eine Form der Spiritualität

Wie stehen die Alters- und Pflegeheime dieser Sterbeform gegenüber? »Generell kann in der Schweiz die Institution darüber bestimmen, ob sie innerhalb ihres Zuständigkeitsbereichs begleitete Suizide zulassen möchte oder nicht«, erklärt Markus Leser, Leiter *Fachbereich Menschen im Alter* bei CURAVIVA Schweiz. In mehreren Kantonen und Gemeinden bestehen spezifische Regelungen, in denen die Rechte und Pflichten der Institutionen gegenüber sterbewilligen Bewohner*innen geklärt werden. »Erlaubt eine Institution die Suizidbegleitung, kann der Suizid in der Regel unter bestimmten Voraussetzungen vorgenommen werden: Die betreffende Person muss urteilsfähig sein, ihr Suizidwunsch muss dauerhaft sein und sie muss an schweren Krankheitssymptomen und/oder Funktionseinschränkungen leiden, die aus ihrer Sicht unerträglich sind.«

Auch müssten vor einem assistierten Suizid Alternativen aufgezeigt werden. Generell gelte es, bei dieser Methode Vorsicht walten zu lassen. »Sterbefasten sollte nicht romantisiert werden. Wer noch nie in seinem Leben über einen längeren Zeitraum gefastet hat, sollte das auch nicht am Lebensende tun.« Auch sollte Sterbefasten medizinisch begleitet werden. »Ausserdem ist Sterbefasten nicht einfach Verzicht auf Nahrung am Lebensende, sondern eine hohe Form der Spiritualität, die eine ganzheitliche Betrachtung erfordert und nicht auf die körperliche Dimension reduziert werden darf.« ◆

Weiterführende Informationen finden Sie unter: www.aufbruch.ch

Milch & Honig

PFUSCHI-CARTOON

… spenden wir Florentina Camartin aus Brigels, die eine Petition gegen den Pflichtzölibat römisch-katholischer Priester beim Vatikan eingereicht hat. Mit einer von ihr lancierten Onlinepetition gelang es ihr, 5252 Unterschriften zu sammeln. Camartin reichte das Bittschreiben zusammen mit 1400 Kommentaren bei Papst Franziskus ein und schickte den Schweizer Bischöfen eine Kopie davon. Anlass für diese mutige Tat fand die 76-Jährige im Rücktritt des Pfarrers von Brigels, nachdem er gegenüber der Gemeinde seine Beziehung zu einer Frau offengelegt hatte. Vom Vatikan hat Camartin diese Tage Post im Sinne einer Eingangsbestätigung erhalten. Bleibt zu hoffen, dass der Ruf aus Graubünden eine ähnliche Wirkung entwickeln möge wie jener aus dem Amazonas.

Frösche & Heuschrecken

PFUSCHI-CARTOON

… senden wir an das gigantische soziale Netzwerk *Facebook*, das ein neu eröffnetes Ethik-Institut an der *Technischen Universität München* finanziert. Mit 6,6 Millionen Euro unterstützt der gigantische und mehrfach unter Druck geratene Datenkonzern die Erforschung von Ethik in der Künstlichen Intelligenz. *Facebook* gibt sich stolz, mit diesem Schritt eine staatliche Universität in Deutschland unterstützen zu können und sieht darin eine imagebildende Marketingaktion. Obwohl auch die Universität nicht müde wird zu betonen, dass das »Institute for Ethics in Artificial Intelligence« akademisch völlig unabhängig von *Facebooks* Interessen arbeite, bleibt ein schaler Nachgeschmack. Wie heisst es so schön? Wes Brot ich ess, dess Lied ich sing.

FOTO: ÉDITIONS AGORA

Der »Kalender der Religionen« gibt farbenprächtig Einblick in Riten und Symbole

Der Körper – Spiegel des Heiligen

Der »Kalender der Religionen« thematisiert den »Körper als Spiegel des Heiligen« in farbenprächtigen Bildern und kurzen, jedoch sehr prägnanten Begleittexten. »In vielen Religionen gilt der Körper als ein wichtiger Träger der Beziehung der Gläubigen zum Göttlichen oder zum Absoluten«, heisst in einer Mitteilung von IRAS COTIS, der *Interreligiösen Arbeitsgemeinschaft der Schweiz*. Um diese Beziehung zu stärken, kennen die meisten Religionen bestimmte Körperstellungen und symbolische Gesten – etwa im Gebet, in Meditation, im Tanz, im Gesang. Der »Kalender der Religionen« listet die Daten der wichtigsten Feste und Feiertage auf und unterstützt so die Zusammenarbeit in religiös gemischten Teams, insbesondere in Schulklassen. www.kalender-der-religionen.ch; www.iras-cotis.ch

FOTO: EPD-BILD/PETER JÜLICH

Neue Studie zeigt: In der Schweiz gibt es keine standardisierte Ausbildung von Imamen

Plädoyer für offeneres Modell der Imamausbildung

Die in der Schweiz tätigen Imame qualifizieren sich in einem breiten Spektrum von meist ausländischen Bildungseinrichtungen. Eine standardisierte Imamausbildung gibt es nicht. Dies geht aus einer Studie des *Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft* (SZIG) der Uni Freiburg hervor. SZIG-Direktor Hansjörg Schmid und Doktorandin Noemi Trucco zeigen, »dass Forderungen nach einer grundständigen Imamausbildung in der Schweiz an der komplexen Wirklichkeit stark internationalisierter Bildungswege vorbeigehen«, wie es in einer Mitteilung heisst. »Denkbar sind Kombinationen von Studien- und Weiterbildungsangeboten im Ausland wie im Inland. Pauschalurteile ausgehend vom Studienort eines Imams helfen nicht weiter. Vielmehr sollten die Imame als Individuen mit ihren Bildungsmotivationen in den Blick genommen und entsprechende Anreize gesetzt werden, um sich weiterzubilden«. Ein offeneres Modell könne Grundlage für einen breiten Dialog über die Imamausbildung bieten, in dem Aushandlungsprozesse zwischen gesellschaftlichen, politischen und religionsgemeinschaftlichen Interessen erforderlich seien. **wsb**

www.unifr.ch/szig/de/forschung/szig

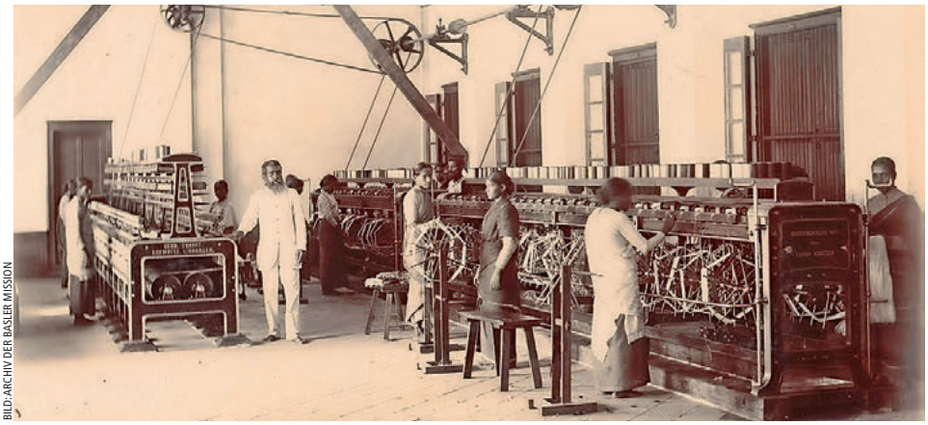


BILD: ARCHIV DER BASLER MISSION

Indiennes. Die Basler Mission gründet auch Webereien und Ziegeleien, wo bekehrte Inder beschäftigt werden

Stoff für tausend Kolonialgeschichten

Im 17. Jahrhundert werden Indiennes – bedruckte und bemalte Baumwollstoffe aus Indien – gefragtes Handelsgut in Europa. Die Ausstellung im Zürcher *Landesmuseum* zeigt nicht nur prachtvolle Stoffe, sondern erzählt auch eindrücklich die Geschichte rund um die Textilproduktion. Und selbstredend fehlen Einblicke in die Kolonialgeschichte nicht, in die die Basler Mision rege verwickelt war. Die protestantische Missionsgesellschaft, gegründet 1815, schickte ihre Missionare, um die Inder, oft Hindus, zu bekehren. Weil die Sozialwerke, Spitäler und Schulen, die die Missionare errichteten, finanziert werden mussten, schufteten die Bekehrten in Ziegeleien, Druckereien und Webereien. So floss ordentlich Geld in die Missionskasse der Basler. Zugleich war damit die Debatte lanciert, »ob es statthaft sei, mit der Mission Gewinne zu erwirtschaften«, heisst es in einer Mitteilung. »Indiennes. Stoff für tausend Geschichten«, bis 19.1.2020, *Landesmuseum* Zürich. **Wolf Südbeck-Baur**

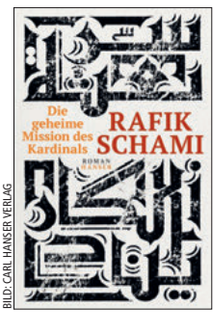


BILD: CARL HANSER VERLAG

Rafik Schami
Die geheime Mission des Kardinals
Carl Hanser Verlag
2019, 432 Seiten
Fr. 30.–

Spannung und Wissen

Ein ermordeter Kardinal in Damaskus. In einem Fass einer Olivenöl-Lieferung, welche an die italienische Botschaft in Damaskus abgegeben wird, entdeckt der Koch die Leiche des Würdenträgers aus dem Vatikan, der in geheimer Mission einige Zeit in Syrien verbracht hatte. Kommissar Barudi, der kurz vor seiner Pensionierung steht, und sein Kollege Schukri werden mit diesem politisch heiklen Fall betraut. Als Unterstützung erhalten sie Commissario Marco Mancini aus Italien an die Seite gestellt. Dieser operiert getarnt als italienischer Journalist, um möglichst unauffällig ermitteln zu können. Die Ermittler erleben auf ihrer Jagd nach dem Mörder eine abenteuerliche Reise durch das krisengebeutelte Syrien.

Dass bei den Ermittlungen dem internationalen Kommissarenteam nicht nur die Religionen in die Quere kommen, liegt auf der Hand. Doch damit nicht genug, auch der Geheimdienst überwacht jeden Schritt der Ermittler, so dass ein Klima von Misstrauen und Intrigen die Ermittlungsarbeiten erschwert.

Mit seinem Buch »Die geheime Mission des Kardinals«, das im letzten Juli im Carl Hanser Verlag erschienen ist, erzählt der aus Damaskus stammende Rafik Schami nicht nur eine packende Kriminalgeschichte, sondern zeichnet auch ein Gesellschaftsbild von Syrien.

In bildhafter Sprache gelingt es dem deutsch-syrischen Autor Rafik Schami in gewohnt gekonnter Art und Weise, Spannung aufzubauen und gleichzeitig, quasi im Vorbeigehen, politische Fakten über Syrien einzuflechten. Dabei richtet er seinen Blick stets liebevoll auf die Menschen in den Städten und Dörfern und ihre vielfältige und bunte Kultur.

Stephanie Weiss

PEUSCH-CARTOON

➤ **Politik oder Kultur?** Vier alevitische Frauen im Podiumsgespräch mit Bülent Çelik, Vorstand Förderverein Alevitische Kultur, 5. Dezember, 19 Uhr, Haus der Religionen – Dialog der Kulturen, Europaplatz 1, Bern, 031 380 51 00, Infos: info@haus-der-religionen.ch

➤ **Adventsmeditation.** Mit Monika Renz und Helen Renz, 6.–8. Dezember, 18.30 Uhr, Lassalle-Haus, 041 757 14 14, lassalle-haus.org

➤ **Ganzheitliche Standortbestimmung.** Zwei Tage mit Lukas Niederberger, 10.–12. Januar, 18.30–13.30 Uhr, Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn, 041 757 14 14, lassalle-haus.org

➤ **Im Alter neuen Sinn suchen und finden.** Wie gestaltet sich eine altersgemässe, lebensfördernde Position in einer jugendverliebten Gesellschaft? Anders gefragt: Was bedeutet ein »gutes Leben« – für mich und für die Welt? Neue Kursreihe im Lassalle-Haus. Infotag: 13. Januar 10–16 Uhr, Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn, 041 757 14 14, lassalle-haus.org

➤ **Von der Volkskirche zur Migrationsreligion?** Die Präsenz von kulturell, ethnisch und sprachlich unterschiedlichen christlichen Gemeinschaften in der Schweiz stellt eine grosse kulturelle und liturgische Bereicherung des kirchlichen Lebens dar. Was bedeutet diese Vielfalt etwa für die Zukunft des interreligiösen Dialogs, für die Zukunft des Christentums in der Schweiz generell? Mit Samuel Behloul, 14. Januar, 18.30 Uhr, Zürcher Institut für interreligiösen Dialog, Kulturpark, Pfingstweidstrasse 16, 8005 Zürich

➤ **Medizin und Spiritualität.** An Grenzen wachsen? Grenzen als spirituelle Herausforderung für Heil und Heilung. Tagung mit Tobias Karcher SJ, Prof. Giovanni Maio, Monika Obrist, Werner Widmer. 28. Januar, 9–16.30 Uhr, Lassalle-Haus, 041 757 14 14, lassalle-haus.org

➤ **Muslimische Jugendkulturen.** Hipster – Mipster – Hijabista. Ein Video zeigt skatende Teens mit Hijab: lässig, lachend, selbstbewusst. Mit den Klischeebildern, die man sonst von Muslim*innen in der Öffentlichkeit kennt, hat das nichts zu tun. Wer sind diese Jugendlichen und von wo stammt die Bewegung genau? 4. Februar, 18.30h, Zürcher Institut für interreligiösen Dialog, Kulturpark, Pfingstweidstrasse 16, Zürich

➤ **Kompetenz für Freiwillige.** Überzeugend und lebendig präsentieren. Grundlagentraining mit Theologe und Rhetorik-Coach Markus Wentink, 8. Februar, 9.30 bis 17.30 Uhr, Propstei Wislikofen, Tel 056 201 40 40; info@propstei.ch

Aufbrüche im Burgund

Trotz widersprüchlicher Vorstellungen vom Christsein gehen von den Klöstern im Burgund bedeutende Aufbrüche aus. Werte wie Nächstenliebe, Sorge um die Schwachen, Gebet und Frömmigkeit setzten Impulse für Europa

FOTO: ROBERT WELLER

Die aufbruch-Reisegruppe mit Reiseleiter Michael Bangert im Burgund vor der Basilika du Sacré-Coeur de Jésus in Paray-le-Monial

Das Burgund ist eine Drehscheibe. Seine, Saône und viele Kanäle durchfliessen das Agrarland. So wurde das Burgund zum Herzogtum, das den Norden mit dem Süden Frankreichs verbindet. Der Legende nach wurde das Christentum vom Süden ins Burgund gebracht. Magdalena war die Apostelin, die das Burgund zum Christentum führte. Nach der Legende liegt sie in Vézelay begraben. In den ersten Jahrhunderten wuchs der Einfluss der Kirche. Die Bischöfe spielten in den Städten eine grosse Rolle. Die alten gallisch-römischen Glaubensüberzeugungen wurden vom Christentum abgelöst, ohne sie völlig auszulöschen. Manche Motive der Kapitelle in den Kirchen und Klöstern zeugen davon.

Die *aufbruch*-Leserreise unter kundiger Leitung von Michael Bangert führte die 37-köpfige Reisegruppe in diese Welt ein. Der christkatholischen Pfarrer und Christentumhistoriker sprach von der romanischen Architektur, vor allem aber auch von der Frömmigkeit, die sich in diesem Kulturraum entwickelte.

Demnach führte die Entwicklung des Christentums zu neuen Grundhaltungen. Die Taufe nahm in die familia dei, die göttliche Familie, auf. Sie schuf eine innere Verbindung unter den Getauften und ermöglichte damit eine neuartige Verbindung zwischen den Menschen. Lebten die Menschen vorher in ihren Familien, so standen sie jetzt mit allen Gläubigen in Verbindung und konnten so grössere Projekte angehen. Wassermühlen wurden gebaut, die einen wirtschaftlichen Mehrwert ermöglichten. Die Sorge um die zu kurz Gekommenen gewann an Bedeutung.

Exemplarisch steht die Legende des heiligen Martins dafür. An einem Stadttor teilt er seinen Mantel mit einem unbekleideten Bettler. Er tut es aus Nächstenliebe,

Inserat

In bester Erinnerung bleiben

Eine Erbschaft für den guten Zweck ist in der Regel ganz einfach. Die häufigsten Fragen zum Thema beantwortet Ihnen unser Testamentratgeber. Hier finden Sie alle notwendigen Informationen zu den Möglichkeiten, Ihr persönliches Testament zu verfassen und dabei gemeinnützige Organisationen zu berücksichtigen.

Bestellen Sie den aufbruch-Testamentratgeber gratis unter Tel. 076 317 09 69, Mail: abo@aufbruch.ch mit Angabe, ob Sie die digitale oder Print-Version des Ratgebers wünschen.

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

nicht weil er einen Gewinn für sich selber sucht, sondern weil er den Armen in seiner Not wahrnimmt. Damals war er noch nicht getauft. Dennoch wollte das Volk ihn zum Bischof haben. Nach seinem Tod wird Martin zum Volksheiligen. Kaum eine Stadt ist heute ohne Martinskirche. Ihre Botschaft lautet: Christsein heisst, sich für die am Rand einsetzen.

Das Hôtel-Dieu in Beaune liefert für diese Haltung ein beredtes Zeugnis. Angst hatten die Menschen, ihre Seele zu verlieren und so im jüngsten Gericht auf der Seelenwaage als zu schwer befunden zu werden. Deshalb stifteten im 15. Jahrhundert auch Nicolas Rolin, Kanzler des Herzogs von Burgund, und seine Frau Guigone de Salins ein Hospiz mit 30 Betten. Milde und Humanität sollten in diesem Werk herrschen, Schönheit die Architektur und die Geräte zum täglichen Gebrauch prägen. Die Schwestern von Valencienne pflegten die Kranken hingebungsvoll, auch die Pestkranken im 17. Jahrhundert. 12 Schwestern liessen damals das Leben. Eine grosse Apotheke wurde geführt, medizinische Forschung betrieben. 2006 wurde der Betrieb eingestellt. Vorher haben die Schwestern allerdings ein Spital gebaut. Europa entstand im Strom dieser Entwicklungen, fand darin die Grundwerte, welche die weitere Geschichte prägen sollten.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Im Hôtel-Dieu wurden bis 2006 Kranke gepflegt

Auch die Kinder erschienen in einem neuen Licht. Sie waren nicht mehr Besitz des Vaters. Er konnte sie nicht mehr aus der Familie verstossen oder aussetzen.

Zwei Burgunder Klostergründungen prägten die Christentumsgeschichte besonders. Cluny, das 919 gegründet wurde, wollte die Rückkehr zu Benedikts Regel: grösste Gewissenhaftigkeit bei den täglichen Gottesdiensten, Vertiefung der Frömmigkeit des einzelnen Mönchs, Erinnerung an die Vergänglichkeit des Irdischen mit der Mahnung: Bedenke, dass du sterben musst. Daneben stand eine Reform der Klosterwirtschaft und die Loslösung der Klöster aus dem Herrschaftsanspruch der Bischöfe. Die grösste Kirche der Christenheit wurde in Cluny erbaut. Zeitweise lebten 400 Mönche in dem Kloster. Die Zisterzienser, die am Ende des 11. Jahrhunderts in Cîteaux entstanden, gründeten in der ganzen damals bekannten Welt 762 Klöster. Bernhard von Clairvaux war die grosse Persönlichkeit in dieser Bewegung. Er prägte den Kirchenbau. Bei Wasser und Felsen, in der Einsamkeit sollten die Klöster gegründet werden. Das Innere der Kirchen ist ohne Schmuck, der nur vom Gebet ablenkt.

Landwirtschaft und das Gebet prägten denn auch den Alltag der Mönche. Im Gebet wurde der Glanz Gottes sichtbar. Sonntag war der Tag der Ruhe, der in der Ruhe Gottes am siebten Schöpfungstag gründete. Die geistliche Freundschaft war ein grosses Thema in der zisterziensischen Frömmigkeit. Die Arbeit wurde geadelt. Die Klöster wurden rasch reich und verloren ihre Ausstrahlung. Licht und Schatten der Kirche in ihrer Geschichte wurden auch im Burgund sichtbar.

Xaver Pfister

SCHLUSSBLÜTE

» Glaube ja nicht, dass der Garten im Winter seine Ekstase verliert. Er ist still. Aber die Wurzeln sind aufrührerisch ganz tief da unten

Rumi (1207–1273)

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)
Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 5000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religion und Gesellschaft (c/o René Schurte, In der Wässeri 27, 8047 Zürich)
Ehren-Herausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61 410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel), Dr. Stephanie Weiss (Therwil)

Redaktions-Adressen:
Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch; *Redaktion Therwil:* Vogesenstrasse 30, 4106 Therwil, E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Mirjam Läubli, (Rafz), Thala Linder (Solothurn), Darius N. Meier (Zürich), Jacqueline Straub (Luzern); Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: Vogel-Druck, Leibnizstr. 5, D-97 204 Höchberg

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88, E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch, Insertionsschluss nächste Ausgabe: **21. Januar 2020**

Abonnementspreise:
Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) Fr. 96.–; Förderabo: Fr. 116.–; Kombiabo: Fr. 172.–; 2-Jahresabo normal: Fr. 176.–; 2-Jahresabo Förder: Fr. 216.– Einzelnummer: Fr. 14.-. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17 861-0
Ausland: Jahresabo € 77.– ; Förderabo € 97.– ;
Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79 576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75);
Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:
aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 (Do 16–18 Uhr), abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 15. Januar 2020, sie erscheint am 5. Februar 2020

In eigener Sache

Preise 2020

Liebe Abonnentinnen, liebe Abonnenten

Der *aufbruch* ist unabhängig und will es bleiben. Deshalb erhalten wir keine Subventionen. Unsere Zeitschrift lebt vor allem von Ihnen, den Abonnentinnen und Abonnenten. Sie sind es, die es uns ermöglichen, frei und unabhängig – und wenn nötig auch kritisch – über Religion und Gesellschaft zu berichten.

Viele journalistische Produkte haben Mühe, ihre Leserschaft bei der Stange zu halten. Auch unsere Abonnentenzahl sinkt tendenziell seit Jahren, obwohl wir uns auf eine sehr treue Kernleserschaft stützen können, die uns auch immer wieder mit Spenden unterstützt. Gleichzeitig möchten wir unser Angebot verbessern und die Zukunft des aufbruch sichern.

Deswegen kommen wir leider nicht umhin, ab 2020 den Abonnementpreis leicht zu erhöhen. Das Jahresabo kostet ab dem neuen Jahr Fr. 96.–, das Zweijahresabo Fr. 176.–. Die weiteren Preise entnehmen Sie bitte dem Impressum.

Wir danken für Ihr Verständnis und hoffen, dass Sie treue Leserinnen und Leser des aufbruch bleiben.

René Schurte,
Präsident Verein Förderkreis *aufbruch*

AZB PP/Journal CH-6318 Walchwil
Gerbiweg 4, 6318 Walchwil

ILLUSTRATION: CARTOOCHE

«Religionen, hört die Signale!»